



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

DREISSIGSTER BAND
2000

BLEICHER VERLAG · GERLINGEN

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IM GROSSEN SAAL
DES KONZERTHAUSES BERLIN
AM GENDARMENMARKT
29. MAI 2000

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS
HANS GEORG ZACHAU

Herr Bundespräsident, Herr Staatsminister,
Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die Öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und heiße Sie herzlich willkommen.

Heute sind wir mit unserer Öffentlichen Sitzung zum dritten Mal in diesem festlichen Saal. Unser vor 158 Jahren in Berlin gegründeter Orden war den größten Teil seiner wechselvollen Geschichte in Berlin ansässig, und er wird es auch in Zukunft wieder sein.

Mein erster Gruß gilt, wie immer, dem Protektor des Ordens, Ihnen, sehr verehrter Herr Bundespräsident. Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie die Tradition Ihrer Vorgänger weiter pflegen und engen Kontakt zu unserem Orden halten. Die administrative Betreuung des Ordens lag seit seiner Wiederbegründung durch Theodor Heuss beim Bundesministerium des Innern. Vor zwei Jahren ging diese Zuständigkeit über auf den Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien. Herr Staatsminister Naumann hat die Aufgabe mit viel Interesse und Engagement übernommen. Ich hatte bereits gestern Gelegenheit, Ihnen zu danken und möchte das heute ausdrücklich wiederholen.

Der Berliner Senat wird heute durch Herrn Senator Werthebach vertreten, den die Ordensmitglieder von seiner früheren Funktion im Bundesinnenministerium her kennen und schätzen.

Ich begrüße die Vertreter der diplomatischen Missionen.

Wir freuen uns über das Interesse mehrerer Minister der Länder, der Staatssekretärinnen und Staatssekretäre sowie der Abgeordneten des Deutschen Bundestages und des Berliner Abgeordnetenhauses sowie der Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften.

Es gehört zur guten und von uns hoch geschätzten Tradition, dass die Präsidenten der Berliner Universitäten und Akademien sowie Mitglieder des Wissenschaftsrats an unserer Öffentlichen Sitzung teilnehmen.

Der Orden *Pour le mérite* ist ein preußischer Orden. Er wurde 1740 durch Friedrich den Großen gestiftet; die Friedensklasse des Ordens hat König Friedrich Wilhelm IV 1842 geschaffen. Heute wird das Haus Hohenzollern wieder durch Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen vertreten, dem wir für sein Kommen danken.

Persönlich begrüßen möchte ich die Hinterbliebenen von zwei im vergangenen Jahr verstorbenen Ordensmitgliedern.

Frau Eschenburg-Schricker vertritt die Familie von Theodor Eschenburg, der über dreißig Jahre lang Mitglied unseres Ordens war. Viele von Ihnen haben ihn als politwissenschaftlichen *Praeceptor Germaniae* gekannt und haben seine beiden Erinnerungsbände gelesen, in denen seine Zeit im Berlin der zwanziger und dreißiger Jahre eine wichtige Rolle spielt.

Frau Higashiyama wollte bis zur vergangenen Woche nach Berlin kommen; doch leider erkrankte sie dann. Sie und ihr Mann haben Deutschland immer wieder besucht. Die Verbindung geht auf einen zweijährigen Studienaufenthalt ihres Mannes in den dreißiger Jahren an der Berliner Universität zurück. Die Tatsache, dass wir hier ein Bild ihres Mannes hingestellt haben, geht auf ihre Anregung zurück.

Das dritte Ordensmitglied, dessen Tod wir zu beklagen haben, ist der Maler Emil Schumacher, der durch dieses Bild hier vertreten ist. Ich möchte Frau Ursula Schumacher herzlich begrüßen.

Der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, namentlich dem Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, Herrn Professor

Schuster, möchte ich sehr danken, dass die beiden Bilder zur Verfügung gestellt werden konnten.

In den letzten Wochen sind leider noch zwei weitere Ordensmitglieder verstorben, die Herren Hendrik Casimir und Andrzej Szczypiorski. Wir denken viel an diese beiden Kollegen und ihre Hinterbliebenen. Die offiziellen Nachrufe werden bei unserer nächsten Jahrestagung hier in Berlin im kommenden Jahr gesprochen werden.

Wir haben ein sehr vielfältiges Programm vor uns. Ich verzichte daher auf eigene Ausführungen, aber es obliegt mir noch, Ihnen den heutigen Vortragenden vorzustellen. Der Festvortrag bei unserer Öffentlichen Sitzung wird immer von einem deutschen oder ausländischen Mitglied des Ordens gehalten. Unserer Satzung entsprechend haben wir etwa gleich viele in- und ausländische Mitglieder, zur Zeit jeweils etwa fünfunddreißig, je ein Drittel Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler.

Vor drei Jahren hat hier an dieser Stelle der Entwicklungsgenetiker Walter Gehring gesprochen und vor zwei Jahren der Musikwissenschaftler Ludwig Finscher. Nachdem im vergangenen Jahr bei unserer Tagung in Bonn der Bildhauer Herr von Pilgrim vorgetragen hat, werden wir in diesem Jahr wieder einen Naturwissenschaftler hören, den Schweizer, zurzeit in London lebenden Professor Charles Weissmann.

Charles Weissmann wurde 1931 in Budapest geboren und hat den größten Teil seines Lebens in Zürich verbracht. Nur während des Krieges lebte er in Rio de Janeiro und in den sechziger Jahren in New York. Er hat in Zürich Medizin und Chemie studiert. In den letzten vierzig Jahren hat er entscheidende Beiträge zur Entwicklung der Molekularbiologie geleistet. Zuerst wurde er durch seine Forschungen über RNA-Biochemie und RNA-Viren bekannt. Früh hat er sich der DNA-Clonierung zugewandt und als Erster das α -Interferon-Gen cloniert. Damit wurde das wichtige Therapeuticum α -Interferon allgemein zugänglich. Mit der Gründung der Firma Biogen gehörte Charles Weissmann zu denjenigen, die den heutigen Biotech-Boom eingeläutet haben. Vor etwa zehn Jahren hat er

sich einem damals ganz neuen Gebiet zugewandt, den Prionen, das immer noch äußerst spannend ist und über das er heute vortragen wird. Charles Weissmann wurde vor zwei Jahren zum Mitglied unseres Ordens gewählt. Wir haben bei ihm die Schonzeit, die neue Mitglieder genießen, bevor sie zu einem Vortrag gebeten werden, stark verkürzt, einmal weil sein Forschungs- und Vortragsthema so aktuell ist und dann weil – alle Biochemiker wissen das – Charles Weissmanns Vorträge immer eine besondere Attraktion sind.

Nach dem Festvortrag werden wir Ihnen die im vergangenen Jahr gewählten Mitglieder vorstellen. Dabei wird Frau Abakanowicz, die eigentlich Herr Szczypiorski begrüßen wollte, jetzt durch Herrn Busmann eingeführt. Zunächst hören wir die Nachrufe auf die verstorbenen Ordensmitglieder, die von den Herren Belting, Karl Dietrich Bracher und Busmann gehalten werden. Als ersten bitte ich Herrn Belting, den Nachruf auf Herrn Higashiyama zu sprechen.

GEDENKWORTE

KAIH HIGASHIYAMA

8. Juli 1908 – 6. Mai 1999



Kaji Higashiyama

Gedenkworte für
KAI HIGASHIYAMA

von
Hans Belting

Verehrter Herr Bundespräsident, meine Damen und Herren,

es gehört zu unseren Pflichten, im Orden auch an solche Mitglieder zu erinnern, die der Redner nicht persönlich gekannt hat. Mit diesem Eingeständnis nehme ich heute meine Rolle wahr, von Kai Higashiyama zu sprechen, der 1984, gemeinsam mit Dietrich Fischer-Dieskau, in den Orden aufgenommen wurde. Leopold Reide-meister, der ehemalige Generaldirektor der Berliner Museen, erinnerte bei dieser Gelegenheit daran, dass der japanische Maler 1933 als »erster Austauschstudent zwischen Deutschland und Japan bei Brinckmann und Kümmel in Berlin Kunstgeschichte studierte«, nachdem er seine künstlerische Ausbildung in Japan abgeschlossen hatte. In der Antwort auf den Glückwunsch zu seinem 90. Geburtstag, den er vom Kanzler des Ordens empfing, bekannte sich der Künstler vor zwei Jahren zu seiner Verbundenheit mit Deutschland, wo er immer wieder Landschaften »nach der Natur« gemalt habe. Sein Malstil sei von dieser Erfahrung geprägt worden. Diese Aussage löst zunächst Verwunderung aus. Ich konnte darauf nicht mit den eingeübten Maßstäben der modernen Kunst reagieren ebenso

wenig wie auf jenes Erinnerungsritual, das Higashiyama fortsetzte, wenn er nach der Natur und vor der Natur (vor welcher Natur eigentlich?) malte. Deshalb fordert der Maler zu einer interkulturellen Deutung heraus.

Higashiyama wurde am 8. Juli 1908 in Yokohama geboren. Er erfuhr seine künstlerische Ausbildung ganz in der alten japanischen Tradition (Nihon-ga) an der Kunstakademie in Tokio 1926 und signierte ab 1931 seine Arbeiten mit dem Künstlernamen Kaii. Nach der Rückkehr aus Deutschland heiratete er die Tochter eines renommierten Vertreters der altjapanischen Malerei. Diese lokale Tradition ist als Reaktion auf die tiefe Spaltung entstanden, die die japanische Kunst durch den kolonialistischen Import der westlichen Ölmalerei im späten 19. Jahrhundert erfuhr. Sie hält Japans einstige künstlerische Identität durch eine strenge Ausbildung in traditioneller Technik am Leben – und nicht nur durch die fortgesetzte Motivwahl der Natur. Diese Spaltung erlebt heute jeder Besucher in den Museen Japans, wo die moderne Kunst der letzten hundert Jahre ausgestellt ist. Sie erklärt auch, warum Higashiyama in der großen Ausstellung »Japanische Kunst seit 1945«, die das Guggenheim Museum in New York 1994 veranstaltet hat, gar nicht vertreten war. Higashiyama genießt jedoch in Japan ein geradezu nationales Ansehen, was sich wohl daraus erklärt, dass er das künstlerische Erbe seines Landes mit unbeirrbarem Glauben und persönlicher Autorität zu seinem Lebensthema machte. Er unternahm sogar Reisen in die chinesische Natur, um zu den Wurzeln der japanischen Landschaftsmalerei, über den ganzen Abgrund der verlorenen Zeit hinweg, zurückzukehren. Sein Lohn waren offizielle Aufträge des Kaiserhauses und der großen Tempel seines Landes, in denen er ganze Räume durch Wandschirme in gemalte Landschaften verwandelte. In solchen Arbeiten kündigte er die einschränkenden Normen des Ölbildes auf, welches als Werkgattung ein Fremdimport in Japan war.

Der westliche Blick ist auf japanische Motive inzwischen so geschult, dass wir auch die andere Malweise akzeptieren, die damit genealogisch verbunden ist. Das ändert sich aber, wenn wir west-

liche Landschaften in den Blick einer anderen Kultur eingefangen finden. Ein Beispiel dafür haben Sie heute als Leihgabe der Museen vor Augen. Der Künstler schenkte das 1988 entstandene Bild »Tal im Nebel« dem Museum für Ostasiatische Kunst in Berlin. Es könnte zwar auch ein japanisches Motiv sein, und doch bietet es einem westlichen Betrachter Assoziationen mit deutscher Romantik an, die in der zeitgenössischen Kunst des Westens undenkbar wären. Es ist möglich, dass Higashiyama ganz bewusst nach deutscher Kunst aus einer anderen Zeit suchte, als er 1933, in einem Unglücksjahr der künstlerischen Moderne Deutschlands, hierher kam. Vielleicht ging es ihm um einen Brückenschlag mit dem Westen, aber nicht mit der westlichen Moderne. Eine solche Haltung wäre in unserem Verständnis der Moderne tabuisiert. Das hier ausgestellte Werk widersetzt sich jeder Einordnung in die Kunstgeschichte. Es löst aber eine eigentümliche Irritation aus, wenn wir seine japanische Malweise entdecken, die wir gewöhnlich mit einem solchen Motiv nicht assoziieren. Das gilt auch für die flache, summarische Malweise des Vordergrunds, die das Verhältnis zum detaillierten Hintergrund, das wir etwa bei C. D. Friedrich erwarten würden, in sein Gegenteil kehrt. Die Aufgabe, über Higashiyama zu sprechen, hat in mir Fragen geweckt, die ich mir ohne diesen Auftrag nicht gestellt hätte. Es ist eine Lektion in interkulturellen Fragen, für die ich dem Maler Kai Higashiyama, den ich nie kennen gelernt habe und doch jetzt in seinem Werk zu verstehen suche, Dank schulde. Die Praxis der Nachrufe wird gewöhnlich der Gattung der Ehrungen zugerechnet. Das ist aber ein Missverständnis. Sie stammt letztlich aus dem Totenkult, in welchem die abwesenden, für immer abwesenden Mitglieder einer Gemeinschaft durch ein Bild in die Präsenz zurückgerufen wurden. In diesem gleichen Sinn hoffe ich, dass ich Kai Higashiyama hier in einem Bild beschrieben habe, in dem jene, die ihn gekannt haben, ihn wieder erkennen.

THEODOR ESCHENBURG

24. Oktober 1904 – 10. Juli 1999



Arundell

Gedenkworte für
THEODOR ESCHENBURG

von
Karl Dietrich Bracher

Verehrter Herr Bundespräsident,
verehrte Frau Eschenburg-Schricker,

Theodor Eschenburg, Mitglied des Ordens Pour le mérite seit 1968 und am 10. Juli 1999 im hohen Alter von 94 Jahren gestorben, ist in seiner weiten Bedeutung für unseren Staat und seine politische Kultur nicht nur mit den herkömmlichen Begriffen des Berufs als herausragender Fachvertreter der historisch begründeten, nach Diktatur und Krieg neu entfalteten deutschen Politikwissenschaft zu würdigen. Er war darüber hinaus ein unübertrefflich scharfsinniger Beobachter und als wissenschaftlich fundierter Publizist ein kritischer und zugleich hilfreicher Begleiter Deutschlands im Europa des 20. Jahrhunderts, auf dessen gewaltvolle Wechselfälle und erschreckende Erfahrungen er mit Sorge und doch nüchterner, skeptischer Vorsicht und Zuversicht zugleich geblickt hat.

Geboren im Jahr 1904 zu Kiel in eine Familie aus dem alten Lübecker Patriziat dieser Hansestadt, deren Gesellschaft damals Thomas Manns Roman »Die Buddenbrooks« (1901) festgehalten hat und die nun auch in den späten Erinnerungen Eschenburgs noch

eine Rolle spielt. So in Gestalt seines Großvaters väterlicherseits, eines Senators auf Lebenszeit und dreimaligen »Vorsitzenden Bürgermeisters« des einstigen Stadtstaates, während der Vater als Seeoffizier auch nach Ende der deutschen Monarchien allerdings mehr die monarchistischen Gefühle pflegte.

Aus diesem Hintergrund kam ein Gutteil des starken Interesses und des tief politischen Verständnisses, mit dem Eschenburg früh den Ersten Weltkrieg und dann unmittelbar die erste deutsche Republik von Weimar erlebte. Den Lübecker Gymnasiasten und Berliner Studenten hat aber nicht so sehr die untergehende und doch nur so schwer vergehende Vergangenheit als vielmehr die lebende, gegenwärtige Zeitgeschichte der Zwischen- und Nachkriegszeiten Europas geprägt. Denn anders als allzu viele seiner Generation aus dieser »Urkatastrophe« Deutschlands und Europas, wie George Kennan den Krieg von 1914 mit seinen bis heute nachwirkenden, das ganze Jahrhundert fatal bestimmenden Folgen genannt hat, ist Eschenburg dem Trauma der »verdrängten Niederlage« (U. Heine mann) von 1918 nicht erlegen, sondern zumal dann durch die Begegnung mit dem wohl bedeutendsten Staatsmann der Weimarer Republik, Gustav Stresemann, für die liberale Demokratie erwachsen geworden, ja sein Leben lang motiviert und geprägt worden. Ähnlich wie Stresemann war auch er zuerst in Wirtschaftsverbänden tätig, freilich wurde er nach einem missglückten Versuch als Reichstagskandidat der Deutschen Staatspartei von 1930 nicht zum Politiker von Beruf. Wohl aber strebte er bereits als Mitglied der studentischen Burschenschaft Germania bald über deren nationalistische Beschränktheit hinaus, indem er geradewegs den vielgeschmähten Partei- und Außenpolitiker Stresemann zum Vortrag vor den kritischen Kommilitonen einlud, der seine Dissertation über den Liberalismus im Zweiten Reich unterstützte und ein Vorwort dazu schrieb. Auf die Unterredungen bis zu Stresemanns vorzeitigem Tod 1929 hat er sich fürderhin wieder und wieder bis in die letzten Jahre seines Lebens berufen.

Stresemann hatte ein Vorwort zu Eschenburgs Dissertation von 1928 über den politischen Liberalismus im 2. Reich geschrieben und

ihm viele andere Bekanntschaften erschlossen, auf denen er damals und künftig aufbauen konnte. Dieser so umstrittene und diffamierte Außenminister einer Verständigung mit Frankreich und Europa, Friedens-Nobelpreisträger zusammen mit Aristide Briand 1926 und allzu früh, schon 1929, der Weimarer Republik entrissen, war und blieb ein erster Markstein für den politischen und intellektuellen Bildungs- und Lebensweg des jungen Historikers. Daran war 1945 wieder anzuknüpfen. Eschenburg schlug die Brücke von Weimar nach Bonn. Dass und wie die parlamentarische Demokratie die Diktatur überleben konnte, das war sein eigentliches Thema und Anliegen, und nicht der Totalitarismus. In den so fortwirkend schlimmen 12 Jahren des totalitären Hitlerreichs hat er, in einem Betrieb mit jüdischem Teilhaber tätig, kurzzeitig die Konzession eines Beitritts zur »Motor-SS« gemacht, wich aber bald (1934) ganz ins möglichst »Unpolitische« eines wirtschaftlichen Verbandsvertreters aus. So fand er denn auch erst in den entscheidenden Nachkriegsjahren seit 1945 seinen ihm gemäßen Weg: den eines einflussreichen Quereinsteigers als Staatsdiener und zugleich politischer Berater, als Schriftsteller und Hochschullehrer, Rektor in Tübingen und geradezu (so die *Zeit*) als ein Praeceptor Germaniae – und zwar im Sinne einer in Deutschland erneuerten »Wissenschaftlichen Politik« zwischen Geschichte und Staatslehre der Demokratie. Er sah in ihr buchstäblich eine »Betriebswirtschaftslehre der Politik«, eine »machinery of government« im Sinne Walter Bagehots, des großen englischen Verfassungsdenkers. Doch sind ihm hierbei auch viele prägnante Persönlichkeitsprofile zu verdanken: von Politikern der Weimarer Republik wie Erzberger bis Hindenburg, Brüning bis Papen und Schleicher, und von Bonnern wie Adenauer und Erhard, aber auch Carlo Schmid und Gebhard Müller, als Gründer des Südweststaats.

Angesichts der kämpfenden und scheiternden Politiker jener Vergangenheit, die nun 1945 wieder Gegenwart wurde, suchte der jetzt 41-jährige Eschenburg wieder – und diesmal mit mehr Erfolg und Eigengewicht als in den kurzen und zufälligeren Begegnungen mit der politischen Gesellschaft Berlins vor und nach 1933 – für sein

Wirken beim Neuaufbau Nachkriegsdeutschlands die Nähe einiger Männer von unmittelbarer Bedeutung; diesmal in Tübingen und im werdenden Südweststaat Baden-Württemberg, wohin er nach dem Krieg nicht zuletzt durch seine Frau, Erika Kempf, gelangte, eine Juristin aus dem Remstal bei Stuttgart, die er 1934 in Berlin geheiratet und mit der er vier Töchter hatte: »Die erste Süddeutsche in der Familie«, so Eschenburg, die sich »als vorzügliche Mitarbeiterin erwies«, so dass »das kollegiale Verhältnis zur Ehe wurde«, wie er in seinem ironisch-sachlichen Stil bemerkte.

Wir Stuttgarter und Tübinger erlebten an der Universität und im damaligen Duodez-Ländle französischer Besatzung Württemberg-Hohenzollern den Quereinstieg Eschenburgs zuerst als Flüchtlingskommissar und dann als ein für immer »Staatsrat« benannter Mitdenker ungekrönter Könige wie Carlo Schmid und Gebhard Müller endlich auch als Universitätsprofessor – ich selbst damals allerdings schon von Berlin aus, an meinem Weimar-Buch arbeitend. All dies ist uns nun durch den zweiten Band der nachgelassenen und von Hermann Rudolph vorzüglich edierten letzten Erinnerungen Eschenburgs wieder ins Gedächtnis gerufen worden. Darin findet sich die Art seines Wirkens als vielseitig begabter, intelligenter *Homme politique* mit reicher Erfahrung aus dem Innenleben der Verbände und zwischen den Menschen von Einfluss und Entscheidungsmacht, bis hin zu Bundeskanzlern und Präsidenten so plastisch wie aufschlussreich in vielerlei bezeichnenden Details dargestellt: dazu auch, wie aus dem »Vernunftrepublikaner« von Berlin im schwäbischen Tübingen eine Art »Vernunft-Bundesrepublikaner« wurde.

Hans-Peter Schwarz, nach dem Tod seines Freiburger Lehrers Arnolt Bergsträsser Eschenburgs Habilitand von 1966, würdigt dies besonders prägnant in den Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte (Oktoberheft 1999), die ja Hans Rothfels und Eschenburg zusammen mit dem Münchner Institut für Zeitgeschichte 1953 begründet haben; eine wegweisende Tat.

Wir finden hier nun den kritischen Herausgeber und Lehrer, den großen Gesprächspartner und Anreger, ja den scharfsinnigen

Berater und zugleich Erforscher der zweiten deutschen Demokratie, von dem auch seine Schüler F. K. Fromme (FAZ 13.7.99) und G. Lehmbruch (Politische Vierteljahresschrift, Dez. 99) berichten, mit all jenen Facetten und Eigenwilligkeiten der Persönlichkeit, die Eschenburgs anekdotenreiche Erinnerungsbände schon im lakonischen Understatement ihrer Titel zum Ausdruck bringen. So der bis zum Ende der Weimarer Republik unter dem Titel »Also hören Sie mal zu! Geschichte und Geschichten 1904 bis 1933« erschiene Band. Und der für die Zeit nach den beiden Schicksalsjahren 1933 und 1945 so aufschlussreiche 2. Band erschien nun postum ebenso freundlich wie bündig mit dem köstlichen Zwischenruf oder auch Nachruf »Letzten Endes meine ich doch ... Erinnerungen 1933–1999«.

Dabei sollte nicht vergessen werden, dass Eschenburg bei aller Zurückhaltung seines Stils auch starke Worte gebrauchen konnte, wenn er die Deutlichkeit für geboten hielt. *Zeit*-Herausgeber Theo Sommer, auch einer seiner Schüler, hat Beispiele genannt (*Die Zeit* 23.3.00): »Er sprach von Adenauers ›nacktem Nützlichkeitsdenken‹; von Erhards ›verschwommener Gutartigkeit‹; vom ›parfümierten Schwaben‹ Kurt Georg Kiesinger. Den Beamten warf er ›Schreibtisch-Inzucht‹ vor, den 68ern ›Ideologiebrunst‹ und ›Gewissensmissbrauch‹ – starker Tobak« des Zigarren- und Pfeifenrauchers Eschenburg, zugleich seiner Geistesschärfe und Urteilskraft, füge ich hinzu. Auf der anderen Seite steht aber auch das aufrichtige Geständnis seiner (wie vieler) Maxime in der Hitlerzeit: »Nicht aufzufallen und schon gar nicht zu provozieren, wurde zu meiner Devise« (Letzten Endes, S. 39).

Das veröffentlichte Werk Eschenburgs begann wie erwähnt mit seiner zeithistorischen Berliner Dissertation bei dem Verfassungshistoriker Fritz Hartung (1928) über »Das Kaiserreich am Scheideweg«; sie zeigt schon damals den jungen Eschenburg besonders interessiert an der Zentralfrage seines Lebenswerks, nämlich: Wie wird im Verfassungsstaat regiert, was bedeuten Parlamentarismus und Parteien einerseits, das Handeln der politischen Personen und der Einflussgruppen andererseits, praktisch wie theoretisch? Nach

der NS-Diktatur folgen dann die wegweisenden Nachkriegsarbeiten zum Bismarckreich und zur »improvisierten Demokratie« der Weimarer Republik: nun mit dem betonten Nachdruck auf der historischen Bedeutung und dem Vergleich der beiden Regime, ihren verfassungspolitischen Mängeln in der Regierbarkeit und hinsichtlich des modernen Verbände- und Parteienstaats, die Eschenburg, dem realistischen Kenner der Praxis des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens, immer am Herzen lagen.

Diese Grundauffassung von den Möglichkeiten und Grenzen der modernen Demokratie bestimmte auch wesentlich sein politisches Credo in den einflussreichen regelmäßigen Kolumnen zu aktuellen Fragen des Entscheidungshandelns, die er über viele Jahre vornehmlich in der Wochenzeitung *Die Zeit* publiziert hat. Wichtig bleiben die Publikationen zur »Herrschaft der Verbände« (1959) und zum »Sold des Politikers« (1961) in der aktuell umstrittenen Parteienfinanzierung, auch zur »deutschen Frage« (1959) und schließlich zu den »Spielregeln der Politik« (1987); nicht zuletzt aber die beiden stattlichen Bücher über »Staat und Gesellschaft in Deutschland« (schon 1956 und 1963) und später über die zentralen »Jahre der Besatzung 1945–1949«, als ersten Band jener umfangreichen Geschichte der Bundesrepublik (1983), an der er auch als Mitherausgeber tätigen Anteil nahm. Und nicht zu vergessen sind die nach wie vor so instruktiven dreibändigen Betrachtungen Eschenburgs »Zur politischen Praxis in der Bundesrepublik« (1964–1972).

All dies sind durchaus einzigartige Beiträge und Zeugnisse zum vergangenen Jahrhundert, das man zu Recht oder Unrecht vor allem den umstrittenen Ambitionen und schrecklichen Untaten Deutschlands zugeschrieben hat.

Theodor Eschenburg hat gängige Generalisierungen von Geschichte und Politik gescheut. Er hat uns vielmehr als imposante Persönlichkeit und zugleich als ein Anreger hohen Grades ein bedeutendes Beispiel des neugierig-wachen, zutiefst der politischen Vernunft verpflichteten Betrachters, Ergründers und auch Zensors seiner Zeit, seines Jahrhunderts gegeben, wie es in dieser Verbin-

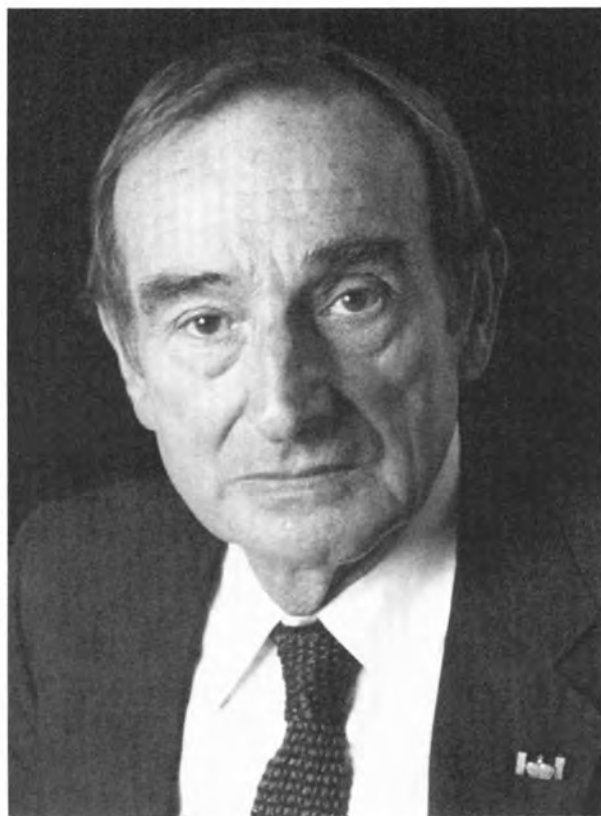
dung bemerkenswert war. Ein wahrhaft praktisch-politischer Denker. Er erinnert vielleicht in manchem an Männer wie Alexis de Tocqueville, dessen großes Buch über die Demokratie in Amerika Eschenburg selbst Ende der fünfziger Jahre neu mitherausgegeben hat. Am Schluss seines langen Lebens ging es Eschenburg als Konsequenz seiner Erfahrung vor allem darum, das demokratische System zu kritisieren und zu korrigieren, um es zu erhalten und vor der Entstaatlichung des Staates zu warnen. In diesem Sinne beschließt er seine Erinnerungen:

»Eine Gesellschaft ohne eine verlässliche und belastbare staatliche Ordnung kann ich mir nicht vorstellen, auch und gerade nicht in unserer hochtechnisierten Zivilisation.

Deshalb ist alle Politik, die heute gemacht wird, wenn man es zu einigermaßen erträglichen Verhältnissen bringen will, gegen den Zeitgeist gerichtet. Das macht sie so außerordentlich schwer. Es ist schon eine große Leistung, wenn es gelingt, den gegenwärtigen Zustand so gut wie möglich zu bewahren, einige Abänderungen eingerechnet. Das würde mir heute als Zielvorstellung völlig ausreichen. Ich sehe noch immer meinen Großvater am Kopfende der Familientafel in Lübeck sitzen und von der gottgewollten Ordnung sprechen. Ich würde vielleicht nur von einer vernunftbestimmten Ordnung sprechen. Er ist mir näher denn je.«

EMIL SCHUMACHER

29. August 1912 – 4. Oktober 1999



Thomson

Gedenkworte für
EMIL SCHUMACHER

von
Peter Busmann

Verehrter Herr Bundespräsident, verehrte Familie Schumacher,

Der Orden verabschiedet sich von einem großen Künstler aus dem Kreis seiner Mitglieder.

Der Maler Emil Schumacher starb 87-jährig am 4. Oktober des vergangenen Jahres.

Er wurde 1981 in den Orden gewählt, Leopold Reidemeister sagte in seiner Laudatio damals: »Er gehört zu den schöpferischen Persönlichkeiten, die die Kunst im Nachkriegs-Deutschland entscheidend geprägt haben« und charakterisierte ihn mit den Worten: »Einzelgänger zu sein ist ihm nicht fremd, im Gegenteil: es gehört im besonderen Maß zu seinem Wesen.«

Jetzt hat der Einzelgänger Emil Schumacher uns verlassen – als einfacher Mensch, der er immer gewesen ist – und durch seinen Tod sind wir daran erinnert, dass wir im Sterben und im Tod alle Einzelgänger sind.

Die Rede, welche der Künstler nach der Ordensverleihung hielt, war so kurz, dass ich sie hier vollständig zitieren kann. Er sagte:

»Ich bin glücklich in Ihren Orden aufgenommen worden zu sein. Lassen Sie mich anschließend sagen, *bilde Künstler, rede nicht!*«

Es war sicherlich die kürzeste Rede, die jemals im Orden gehalten wurde, und ich würde etwas darum geben, hätte ich dabei seine Gebärden und den Ausdruck seines Gesichtes sehen können – diese leicht asymmetrisch verschmitzte Physiognomie, die scharf beobachtende, zupackende Wärme seiner Augen, die Freude des Zauberers über die Verblüffung seines Auditoriums, dass die Rede – kaum begonnen, schon zu Ende war.

Dazu passt die Aussage von Karl Ruhrberg, wie Werner Schmalenbach einer der vielen Freunde und Kenner des Malers und seiner Werke, wenn er sagt: »Schumachers Bilder sind von Beginn an eher wortkarg«, und er fährt fort: »Emil Schumacher hat seinen archimedischen Punkt früh gefunden: es ist das elterliche Haus, es ist die Heimatstadt Hagen.« Hier hat er sein Leben zugebracht. In dieses Haus und in diese Stadt ist er, wohin er auch reiste, immer wieder zurückgekehrt. Wäre er von hier fortgegangen, hätte er das Gefühl gehabt, die Wurzeln würden ihm ausgerissen.

Wie bei nur wenigen anderen Malern wird man von seinen Bildern daran erinnert, dass Kunst selber ein Stück Natur ist, oder wie Norbert Kricke es ausgedrückt hat: »Das Gespräch der Natur mit sich selbst durch das Medium des Künstlers.« »Er weiß immer, wo er beim Malen zuschlägt«, sagte Ulla Schumacher, seine Frau.

Ich schätze mich glücklich, dass ich die beiden in der Atmosphäre ihres Hauses in der Bleichstraße in Hagen erleben durfte.

Dort, wo Emil Schumacher bis in die letzte Zeit beharrlich Bild für Bild gemalt hat, völlig unbeeindruckt von den ständig wechselnden Richtungen und Moden des Kunstbetriebs und dessen Begriffen. Den Begriff *Informel*, den die Kunstwelt auf die von ihm kreierte Malweise angewandt hat, hat er belächelt, verständlich, wenn man bedenkt, dass für viele, denen seine Kunst zu neu und fremd war, das *Informel* ein Schimpfwort war, das dann allerdings wie so oft in der Kunstgeschichte zum Gütezeichen mutierte, man denke nur an die Gotik, das Barock und in unserer Zeit an die Fauves, »die Wilden«. Auch bei Emil Schumacher kommen die Farben unge-

stüm daher. »Malen muss ein Wagnis sein«, sagte er selbst und in einem Nachruf war gar die Rede vom »Bild-Berserker« und von »Leuchtkörpern im Ansturm«.

Während der Herrschaft von Op-Art und Popkunst war es um ihn stiller geworden, aber im Schatten dieser jetzt verblässenden Mode ist er zum Schluss seines Lebens umso strahlender wieder sichtbar geworden. Es liegt ein ungeheurer Spannungsbogen zwischen der Akzeptanz Emil Schumachers in aller Welt und der Einfachheit und Naturverbundenheit seiner Wirkungsstätte.

Die Anschauung dieses Hauses und der Lebensgemeinschaft mit seiner Frau hat mir mehr als viele Katalogtexte und Interpretationen die eigentliche Quelle seiner Schaffensfreude gezeigt.

»Komischerweise habe ich immer Lust«, sagte er mir und »wenn ich mich dann mal dem Nichtstun hingeben möchte, zum Beispiel im Garten bleiben, treibt es mich: Geh doch mal eben ins Atelier.« – Da war plötzlich wieder eine Bildidee in seinem Inneren entstanden, eine Vorstellung, die immer vor dem ersten Pinselstrich da gewesen ist.

»Bevor ich an die Staffelei gehe, male ich das Bild im Kopf«, sagt er, ganz ähnlich wie Caspar David Friedrich es vor zwei Jahrhunderten gesagt hat. Es war eine Lust, die vielen Bilder zu betrachten, die der Maler wie Kinder um sich versammelte und ihnen auch Namen gab, so wie man Kindern eben Namen gibt.

Das Bild, welches Sie hier sehen, mit dem von Emil Schumacher so geliebten tiefen meditativen Blau hat er *Palau* genannt.

Vertieft in die unendlich vielen Farbschichten auf dem Boden seines Ateliers war es aber auch eine Lust, dem Künstler zuzuhören, wenn er – auf einmal überhaupt nicht mehr wortkarg – in dem wunderbar singenden Tonfall seiner Heimatregion ins Erzählen kam, spontan, mit wohl dosierter Übertreibung, immer jemand, der genauso wie bei seiner Malerei auch bei seinen Formulierungen aus einem unermesslichen Fundus schöpfen konnte.

»Das Bild muss sein Geheimnis bewahren«, sagte er, »sein Geheimnis, von dem man zehrt, und dieses Geheimnis hat es auch für mich. Was es genau ist, kann ich nicht sagen.« Und er fuhr fort:

»Man darf den Zauber auch nicht zerreden, deshalb ist es auch so schwierig, Kunst zu definieren, wenn ich es könnte, brauchte ich nicht zu malen«.

Ab 1935 studierte Emil Schumacher an der Werkschule in Dortmund, im Krieg arbeitete er als technischer Zeichner, sehnte sich nach einer vom Totalitären freien Malerei, »in der man sich verlieren konnte«, wie er sagte. Nach dem Krieg wurde ihm dieser Wunsch in reichem Maße erfüllt.

Von Anfang an hat er hart gearbeitet und die Spuren, Rinnen und Furchen dieser Arbeit bemerken wir bei allen seinen Arbeiten. Er fing immer wieder bei Null an, auch ein Sisyphos, aber wie Albert Camus es so einzigartig ausgedrückt hat, »ein Sisyphos mit lachendem Gesicht«. Er hat Glück gehabt, ja, er war ein glücklicher Mensch und er lässt uns auch nach seinem Tod durch seine Kunst an diesem Glück teilhaben. Zu dem Glück gehört auch, dass er in seiner Jugend Gönner fand und später treue Freunde und Wegbegleiter. Vor allem aber kommt mir immer wieder in den Sinn – sein wunderbares Zuhause und darin das Leben mit seiner Frau Ulla.

Ab 1948 beginnt mit dem Lehmbruck-Preis der Stadt Recklinghausen die bis zum Ende seines Lebens nicht abreißende Kette von Preisen und Ehrungen, von denen ich hier nur die Ehrenbürgerwürde der Friedrich-Schiller-Universität in Jena erwähnen möchte, die er 1997 erhalten hat, gemeinsam mit dem Philosophen Hans-Georg Gadamer.

Emil Schumacher hat uns in unvergleichlicher Weise beschenkt – mit seiner Kunst, mit seinen Farben und mit seinem Geist: Wie die Farben hat er sein Leben selbst als ein Fest empfunden und gestaltet.

»Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden«, sagt Goethe in der Präambel zu seiner Farbenlehre. Mit allen unseren Sinnen erfahren wir mit jedem Atemzug, dass das Licht Schöpfer unseres Lebens ist.

Dem Schöpfer allen Lichts wiederum gebührt unser Dank, dass dem Maler Emil Schumacher so viele Jahre schöpferischer Arbeit und ein so reiches glückliches Leben vergönnt gewesen sind.

VORTRAG VON
CHARLES WEISSMANN

CHARLES WEISSMANN

ODYSSEE DER PRIONEN

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Immer wieder treten neuartige Erkrankungen und Seuchen auf, bei Mensch, Tier wie auch bei Pflanzen. Ich erinnere an die Ausbreitung von Syphilis in Europa im sechzehnten Jahrhundert, die tödliche Grippewelle, die 1918–1919 etwa 30 Millionen Opfer weltweit forderte, Marburg-Fieber, AIDS und neuerdings Rinderwahnsinn und die variante Creutzfeldt-Jakob-Erkrankung. Die nähere Betrachtung zeigt, dass es sich meistens um Erreger – Bakterien, Viren oder Protozoen – handelte, die sich Jahrhunderte oder Jahrtausende in einem beschränkten Umfeld fortpflanzten, und dann entweder als Folge veränderter Umweltbedingungen, häufig vom Menschen ausgelöst, oder infolge Mutationen in der Erbmasse des Erregers, in ungewohntem Umfeld oder mit erhöhter Virulenz auftreten. Die ungewöhnliche Virulenz der Grippe-Pandemie von 1918 beruhte auf genetischen Veränderungen des ursächlichen Influenzavirus. Die AIDS-Epidemie hingegen kam dadurch zustande, dass Viren, die sich in Schimpansen in Westäquatorial-Afrika hunderttausende von Jahren lang fortpflanzten, ohne ihren Wirt zu schädigen, auf den Menschen übergriffen und bei diesem zur verheerenden Immundefizienz führten. Die Fähigkeit des Aids-Virus,

sich beim Menschen durch sexuellen Kontakt zu verbreiten, sexuelle Promiskuität und hohe Mobilität der Bevölkerung führten zur heutigen Katastrophe, vor allem in Afrika und Südostasien: Über 16 Millionen Tote und 37 Millionen infizierte Menschen, zwanzig Jahre nachdem der erste Fall in San Francisco erkannt wurde.

Die oben erwähnten Erkrankungen werden von Viren verursacht. Mein Thema für heute ist jedoch Rinderwahnsinn (BSE) und variante Creutzfeldt-Jakob-Krankheit (vCJK), Krankheiten, denen weder Viren noch Bakterien zugrunde liegen, sondern erst neuerdings erkannte Erreger, die als Prionen bezeichnet werden. Um das Neuartige verständlich zu machen, gehe ich vorerst auf Viren und auf die molekularbiologische Grundlage ihrer Vermehrung ein.

Proteine, Gene und Viren

Eiweiße, oder Proteine, gehören zu den wichtigsten Bestandteilen aller Organismen, weil sie eine zentrale Rolle in deren Struktur und Funktion spielen. Säugetiere enthalten etwa 100 000 verschiedene Proteine. Jedes Protein besteht aus einer Kette von etwa hundert oder mehr einzelnen Bausteinen, Aminosäuren genannt, von denen es zwanzig verschiedene gibt. Die Reihenfolge dieser Bausteine ist eindeutig festgelegt und bestimmt die Eigenschaften des Proteins, insbesondere die Faltung der Kette in eine dreidimensionale, präzise definierte Struktur, Konformation genannt. Die Reihenfolge der Aminosäuren eines jeden Eiweißes ist genetisch festgelegt, und zwar durch die Reihenfolge der vier verschiedenen Bausteine eines Nukleinsäureabschnitts, der als Gen bezeichnet wird (Abb. 1). Jede Körper-Zelle eines Organismus enthält zwei vollständige Sätze von Genen (einen vom Vater, einen von der Mutter), die die Bauanleitung für alle Proteine des Organismus beinhalten, auch wenn nicht jede Zelle alle möglichen Proteine herstellt.

Viren bestehen aus virusspezifischen Proteinen und einem oder mehreren Nukleinsäuremolekülen, welche für die viralen Gene ko-

DNA kodiert für Protein

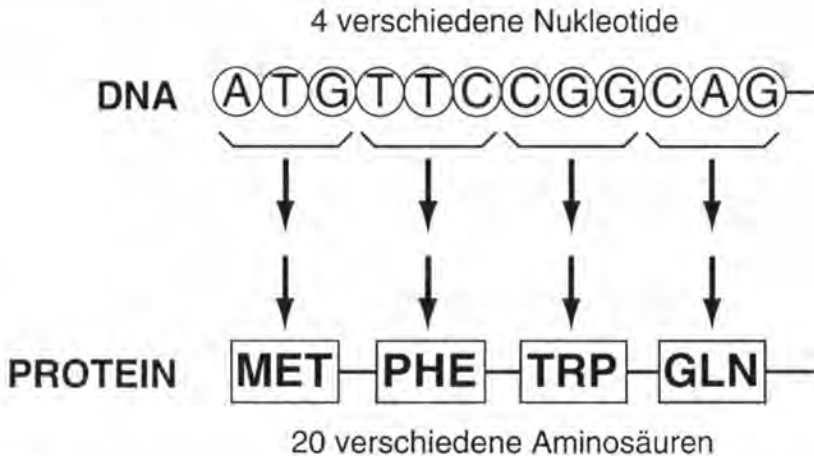


Abb. 1. Die Struktur eines Proteins wird von einem DNA-Abschnitt bestimmt. Proteine bestehen aus langen Ketten von Aminosäuren, deren es 20 verschiedene gibt. Die Reihenfolge dieser Bausteine bestimmt Eigenschaften und Funktion des Proteins. Die Aneinanderreihung der Aminosäuren in eine spezifische Folge wird von der Reihenfolge der Bausteine der DNA, der Nukleotide, deren es vier gibt, diktiert. Eine Folge von drei Nukleotiden bestimmt jeweils eine Aminosäure; dieser Zusammenhang wird als »genetischer Kode« bezeichnet. Der Abschnitt eines DNA-Moleküls, der einem bestimmten Protein entspricht, wird als »Gen« bezeichnet. Ein komplexer biochemischer Mechanismus im Zellinnern setzt die Instruktionen, die ein Gen beinhaltet, in Protein um.

dieren. Um sich zu vermehren, schleusen Viren ihre Nukleinsäure in Zellen des Wirtes ein, und zwingen sie, die viralen Proteine zu bilden und die virale Nukleinsäure zu vermehren. Virale Proteine und Nukleinsäuren setzen sich dann zu hunderten oder tausenden neuen Virusteilchen zusammen, die von der befallenen Zelle freigesetzt werden (Abb. 2). Durch diesen viralen Überfall können die betroffenen Zellen und somit der Organismus Schaden nehmen, es kann zu Krankheit und Tod kommen. Ganz anders verhalten sich Prionen, die Erreger der transmissiblen spongiformen Enzephalopathien.

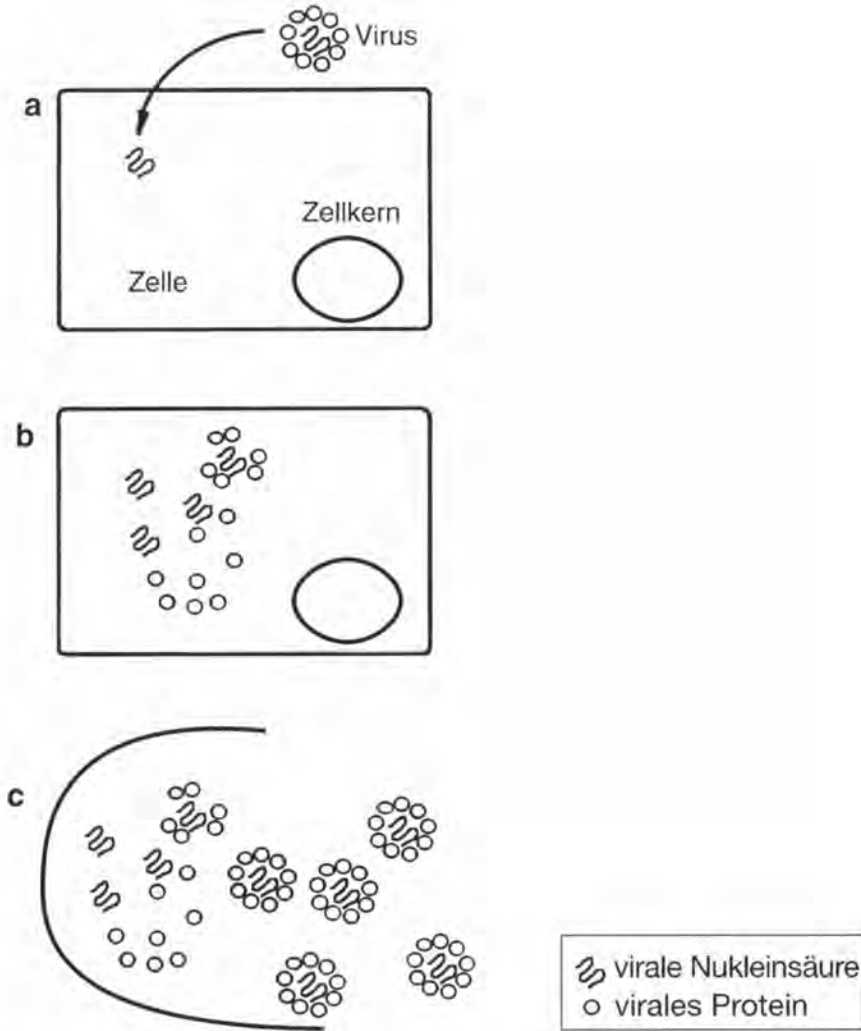


Abb. 2. Die Vermehrung eines Virus (vereinfachte Darstellung). Viren bestehen aus virus-spezifischen Proteinen und einer oder mehreren viralen Nukleinsäuremolekülen. Die Struktur dieser Proteine wird, wie in Abb. 1 beschrieben, von der viralen Nukleinsäure bestimmt. (a) Das Virus haftet sich an Zellen des Wirtes und befördert seine Nukleinsäure ins Zell-Innere. (b) Die Zelle bildet sodann Proteine nach dem Rezept der viralen Gene. Die virale Nukleinsäure wird vermehrt, mit Hilfe viraler und zelleigener Proteine. (c) Schließlich setzen sich Nukleinsäure und Proteine zu neuen Virusteilchen zusammen, die von der befallenen Zelle freigesetzt werden und weitere Zellen infizieren können.

Prionenkrankheiten

Prionenkrankheiten, oder transmissible spongiforme Enzephalopathien, kommen sowohl beim Menschen als auch beim Tier vor. Sie führen zur Degeneration und zum Tod von Nervenzellen im Hirn, bewirken anfänglich Bewegungsstörungen und den Verlust der geistigen Fähigkeiten. Der krankheitsbedingte Tod tritt unaufhaltsam ein, beim Menschen innerhalb von Monaten oder wenigen Jahren nach den ersten Krankheitszeichen.

Glücklicherweise sind Prionenerkrankungen beim Menschen selten, weltweit jährlich nur etwa ein Fall pro Million. Die häufigste Form ist die sporadische Creutzfeldt-Jakob-Krankheit (sCJK), die meistens im fortgeschrittenen Alter auftritt, ohne dass eine besondere äußere Ursache auszumachen ist. Seltener ist die familiäre Form von CJK, bei der in den betroffenen Familien etwa die Hälfte der Nachkommen erkrankt. Die Ursache ist eine Mutation, eine Veränderung im Gen für ein Eiweiß, das PrP genannt wird, und von dem später die Rede sein wird. Schließlich kommen auch erworbene Formen von CJK vor, zum Beispiel infolge Verabreichung mit Prionen kontaminierter biologischer Präparate; bekannt sind etwa hundert Fälle, die auf Injektion von aus menschlichen Hirnanhangdrüsen gewonnenem Wachstumshormon zurückzuführen sind, oder auf Transplantation von Geweben, die von unerkannten CJK-Patienten stammen. Traurige Berühmtheit erlangte eine Epidemie einer CJK-ähnlichen Prionen-Krankheit, Kuru genannt, bei Eingeborenen in Papua-Neuguinea, die auf rituellen Kannibalismus zurückgeführt wird: Der Verzehr von Leichen an Kuru Verstorbener führte zur Erkrankung der Teilnehmer an diesen Zeremonien und somit zur weiten Verbreitung der Krankheit.

In Großbritannien ist in den letzten fünf Jahren eine neue Form erworbener, menschlicher Prionen-Krankheit aufgetreten, die so genannte variante CJK, auf die ich unten eingehen werde. Viele Tierarten erkranken ebenfalls an Prionen, beispielsweise Schafe an Traberkrankheit (Scrapie), und, seit etwa 1980, Rinder an Rinderwahnsinn oder BSE.

Was ist das Prion?

Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts vermutet man, dass transmissible spongiforme Enzephalopathien von einem Erreger hervorgerufen werden, der keine Nukleinsäure enthält, also nicht zu den Viren oder Bakterien zu rechnen ist. In den frühen achtziger Jahren erhärtete sich, dank der Arbeiten Stan Prusiners, der Verdacht, dass der Erreger, von ihm als »Prion« bezeichnet, ein Protein sein könnte, das später als PrP^{Sc} bezeichnet wurde. Wie aber kann sich ein aus Protein bestehender Erreger vermehren, wenn er keine Nukleinsäure enthält, die die Instruktionen zu seiner Bildung enthält? Interessanterweise hatte 1965 ein englischer Mathematiker, John Griffith, auf Grund theoretischer Erwägungen, eine grundsätzliche Lösung dieser Frage umrissen (Abb. 3a): Er schlug vor, dass ein bestimmtes Eiweiß des Wirtes in zwei Formen, einer normalen und einer abnormen, krankmachenden Form vorkommen könnte, und ferner, dass wenn die abnorme Form in einen Organismus eindringt, sie die Umwandlung der normalen in die abnorme Form bewirkt. Wir haben 1985 in Zusammenarbeit mit Prusiner nachgewiesen, dass das von ihm inkriminierte, krankheitsspezifische Eiweiß, PrP^{Sc}, in der Tat von einem Gen des Wirtes kodiert wird und dass es aus der normalen, physiologischen Form des als PrP^C bezeichneten Proteins durch Umfaltung, das heißt durch eine Konformationsänderung entsteht (Abb. 3b). PrP^C kommt vor allem im Zentralnervensystem, aber in geringerer Menge auch in den meisten anderen Geweben gesunder Menschen und Tiere vor.

Wenn in der Tat das Prion im Wesentlichen oder gar ausschließlich aus PrP^{Sc} besteht, so müsste ein Lebewesen, das kein PrP^C produzieren kann, resistent sein gegen Prionenerkrankungen und keine Vermehrung von Prionen zulassen. Wir haben diese Voraussage geprüft, indem wir das PrP-Gen in Mäusen durch gentechnische Methoden gezielt zerstörten. Überraschenderweise zeigten Mäuse ohne PrP keine Ausfallerscheinungen, wahrscheinlich weil die (immer noch unbekannt) Funktion von PrP von andern Proteinen

DIE "NUR-EIWEISS" HYPOTHESE

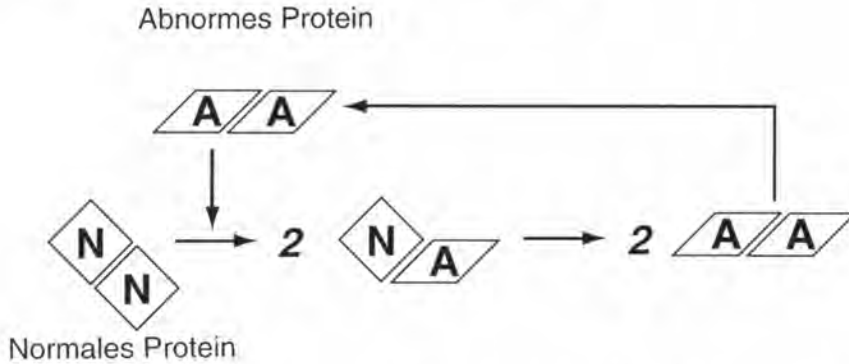
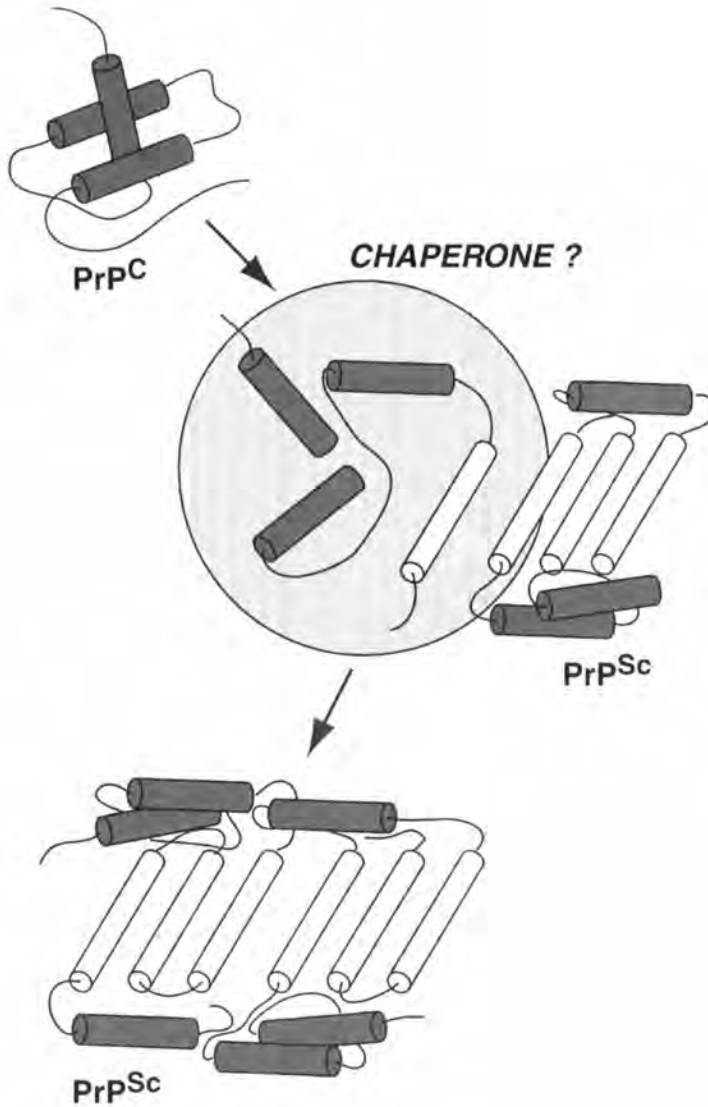


Abb. 5. Vermehrung von Prionen. Prionen enthalten keine Nukleinsäure und bestehen ganz oder vorwiegend aus einem Protein, das, wenn es in einen Organismus eingeführt wird, sich scheinbar vermehrt. Wie kann sich ein Protein »vermehren«, ohne eine steuernde Nukleinsäure, wie das bei Viren der Fall ist?

a. Das »Nur-Eiweiß«-Modell von Griffith schlug folgende Erklärung vor: Ein bestimmtes Protein (viel später als PrP identifiziert) kann in zwei Formen vorkommen, die sich lediglich in der räumlichen Faltung der Aminosäurekette unterscheiden. Die mit »N« bezeichnete Form (PrP^{C}) wird im normalen, gesunden Organismus vorgefunden, und entsteht wie jedes andere Protein unter der Instruktion eines Gens. Wird die mit »A« bezeichnete, abnorme Form des Proteins (PrP^{Sc}) in einen gesunden Organismus eingeführt, so bewirkt es die Umwandlung der normalen Form N in die abnorme Form A. Dadurch entsteht eine Kaskade von Umwandlungen, die schließlich beinahe die gesamte normale in die abnorme Form überführt; A »vermehrt« sich also auf Kosten von N.

übernommen werden kann. Wie vermutet, blieben die Mäuse nach Infektion mit Prionen gesund und die Prionen wurden nicht vermehrt. Führte man gentechnisch PrP-Gene in solche PrP-lose Mäuse ein, so wurden sie wieder anfällig für die Prionen-Krankheit. Diese Versuche verliehen der so genannten »Nur-Protein«-Hypothese, die anfänglich in weiten Kreisen Ablehnung erfahren hatte, großen Auftrieb.



b. Hypothetisches Schema für die Umfaltung von PrP^C in PrP^{Sc}. Bisher ist nur die genaue Struktur von PrP^C bekannt, nicht aber die von PrP^{Sc}. Man kann sich vorstellen, dass PrP^C teilweise »entfaltet« wird, vielleicht unter Mitwirkung von Hilfsproteinen (Chaperone), um dann unter dem Einfluss von PrP^{Sc} die für PrP^{Sc} charakteristische Faltung anzunehmen.

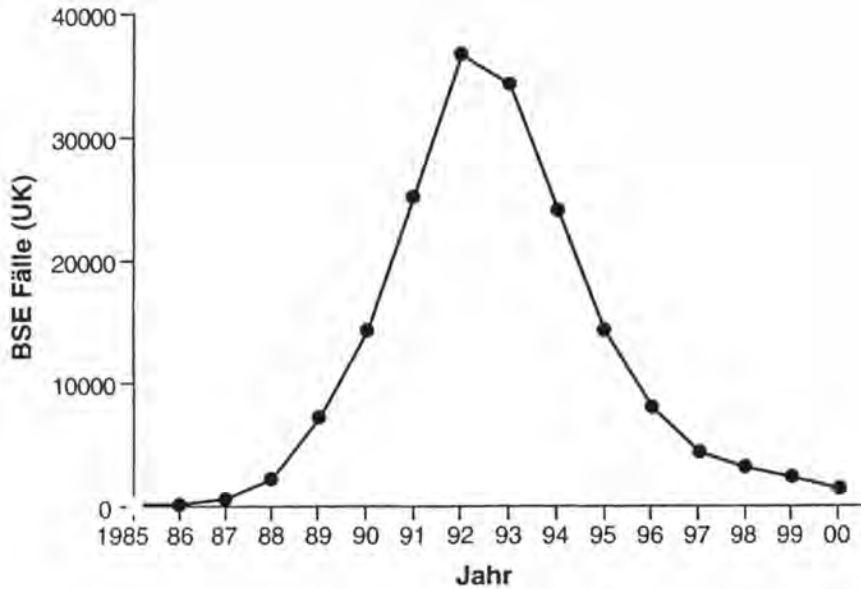


Abb. 4. Der Verlauf der BSE-Epidemie (oder richtiger Epizootie) im Vereinigten Königreich. Der erste BSE-Fall wurde 1986 erkannt. 1988 wurde das Verfüttern von Tierkörpermehl an Wiederkäuer verboten. Weil die Inkubationszeit für BSE etwa 5 Jahre beträgt, nahm die Häufigkeit der Erkrankung erst ab 1992 ab. Der Abfall fiel nicht so steil wie erwartet aus, vermutlich weil verseuchtes Futter noch einige Jahre nach dem Verbot verabreicht wurde.

*Rinderwahnsinn und variante CJK:
neuartige Erkrankungen bei Tier und Mensch*

Wie oben erwähnt, wurden 1985 die ersten Fälle einer neuartigen Erkrankung, BSE, beim Rind wahrgenommen und bald als Priionenerkrankungen erkannt. BSE breitete sich schnell aus und die Epizootie (das Gegenstück zu Epidemie bei Tieren) erfasste schon 1988 einige tausend Tiere (Abb. 4). Es wurde erkannt, dass die Seuche durch Verfütterung von Tierkörpermehl verendeter Rinder verbreitet wurde, aber es wurde vermutet, dass ihr Ursprung auf Kadaver an Scrapie leidender Schafe zurückzuführen war. Da jahrzehntelange Erfahrung gelehrt hatte, dass Scrapie nicht vom Schaf

auf den Menschen übertragen wurde, und weil BSE als nichts anderes als Scrapie beim Rind angesehen wurde, machten sich Wissenschaftler wie Behörden vorerst keine Sorgen bezüglich einer Gefährdung des Menschen. Verfütterung von Tiermehl an Wiederkäuer wurde 1988 in Großbritannien verboten, und obwohl die Zahl der erkrankten Rinder noch bis 1992/93 anstieg, auf etwa 36 000 Tiere im Jahr (von der Infektion bis zur klinischen Erkrankung vergehen ca. 5 Jahre), so sank die Anzahl von BSE-Fällen danach rapide ab und betrug im Jahre 2000 noch etwa 1500.

In den späten achtziger Jahren jedoch trat das Unerwartete auf: Verschiedenste Zootiere und dann auch Katzen verendeten an Prionenerkrankungen, die auf Verfütterung von BSE-verseuchten Tiermehl zurückgeführt wurden. Weil die Übertragung von Scrapie auf andere Tierarten nur mit großer Schwierigkeit gelingt, erhob sich die Frage, ob BSE nicht doch etwas anderes sei, als Scrapie beim Rind, vielleicht zurückzuführen auf einen spontan im Rind entstandenen Fall einer Prionenerkrankung, der dann durch Verfütterung von Tierkörpermehl epidemisch verbreitet wurde. BSE wäre somit das Gegenstück zum Auftreten von Kuru als Folge eines Falles von sporadischer CJK und dessen Verbreitung durch Kannibalismus beim Menschen. Die Frage nach dem Ursprung von BSE ist nicht nur von akademischer Bedeutung, denn wenn BSE spontan auftreten kann, dann kann das in jedem Land passieren und durch Verfütterung von aus Rindern gewonnenem Tiermehl verbreitet werden.

Als es deutlich wurde, dass BSE-Prionen sich von Scrapie-Prionen unterscheiden, stellte sich die Frage, ob sie nicht auch vom Rind auf den Menschen übertragen werden könnten, und 1989 verordneten die Behörden in Großbritannien weitere Sicherheitsvorkehrungen: Die Verwendung von Hirn, Rückenmark sowie gewisser Innereien von Rindern für menschliche Nahrung wurde verboten. Es war aber zu spät; schon 1995 verwirklichte sich die schlimmsten Befürchtungen, indem mehrere junge Menschen, die wahrscheinlich während der achtziger Jahre verseuchte Rinderprodukte eingenommen hatten, an einer ungewöhnlichen Form von CJK erkrank-

ten, die variante CJK (vCJK) genannt wurde. Die Anzahl an vCJK erkrankter Menschen, vor allem junger Briten nahm ständig zu und bis heute sind 91 Opfer zu beklagen, darunter auch 2 Franzosen. Eine weitere Verschärfung der Verhütungsmaßnahmen in Großbritannien war 1996 das Verbot, Rinder, älter als 30 Monate, für den Konsum zuzulassen.

Verbreitung von BSE und vCJK

Zwischen Infektion und Auftreten von klinischen Symptomen vergehen beim Rind etwa fünf, beim Menschen bis zu dreißig oder mehr Jahre. Während dieser Inkubationsperiode sind aber Prionen schon im Körper nachweisbar. Dies hat zur Folge, dass scheinbar gesunde Rinder, die geschlachtet und in die Nahrungskette eingeführt werden, als Quelle für Infektionen in Frage kommen. In der Schweiz wurden Hirnproben geschlachteter, äußerlich gesunder Rinder durch einen auf den Nachweis von PrP^{Sc} beruhenden neuen Test für BSE untersucht, mit dem Ergebnis, dass etwa ein aus tausend bis zweitausend Tieren als infiziert erkannt wurde. Extrapoliert man diese Werte auf England, wo die Erkrankungsrate an BSE etwa hundertmal höher ist (aber der Test nicht ausgeführt wurde), kommt man zum Schluss, dass in den letzten Jahren einige hunderttausend BSE-infizierte, aber klinisch noch gesunde Tiere geschlachtet und konsumiert wurden. Anfang 2001 wurde in der EU die Untersuchung geschlachteter Rinder, die älter als 30 Monate sind, angeordnet, wodurch zumindest diejenigen Tiere, die einen erheblichen Gehalt von Prionen im Hirn enthielten, von der Nahrungskette ausgeschlossen werden können. Zusammen mit dem Verbot der Verwendung von Hirn, Rückenmark und gewissen Innereien, ist die Gefahr einer Infektion des Menschen damit stark reduziert, wenn auch nicht völlig ausgeschlossen.

Unklar bleibt, wieviel Menschen bis dahin mit vCJK infiziert worden sind und noch erkranken werden. Für Großbritannien schwanken die Schätzungen zwischen einigen hundert und einigen hun-

derttausend Fällen; die Ungewissheit stammt daher, dass die Inkubationszeit für vCJK, die Empfindlichkeit einzelner Individuen auf BSE-Prionen und die Menge verseuchter Rinderprodukte, die in den achtziger Jahre konsumiert wurden, unbekannt sind. Wie häufig auch immer unerkannte vCJK in Großbritannien ist, dürfte sie im übrigen Europa hundertmal weniger häufig sein.

Verhütung von vCJK

Nach wie vor ist keine Behandlung bekannt, die vCJK aufzuhalten vermag. Deshalb ist die wichtigste Maßnahme die Verhütung. Wir können davon ausgehen, dass vCJK nicht ansteckend ist, das heißt nicht von Mensch zu Mensch durch Kontakt weitergegeben wird, wohl aber übertragbar, sei es durch Konsum verseuchter Nahrungsmittel, Injektionen oder Verpflanzung infizierter biologischer Präparate oder Gewebe. Die Kontamination chirurgischer Instrumente durch Eingriffe an unerkannten vCJK-Patienten gibt in Großbritannien zu besonderen Bedenken Anlass, weil noch nicht bekannt ist, in welchem Ausmaß die Bevölkerung mit vCJK infiziert ist und weil Unsicherheit besteht, durch welche Sterilisationsmethoden vCJK-Prionen zuverlässig inaktiviert werden. Es ist immer noch nicht klar, ob der Erreger durch Blut übertragen werden kann, wobei im Fall von klassischer CJK noch nie ein Zusammenhang zwischen Bluttransfusion und Auftreten der Erkrankung nachgewiesen wurde.

Abschließende Betrachtungen

Die Ausmerzung von BSE ist noch nicht gelungen und bis dahin ist, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, die völlige Unbedenklichkeit von Rinderprodukten nicht gewährleistet. Hingegen erachte ich das Risiko, sich heutzutage zu infizieren als sehr klein, verglichen

zu anderen Risiken, die wir im täglichen Leben auf uns nehmen, beispielsweise den Straßenverkehr oder den Tabakgenuss.

Unsere Betrachtungen haben gezeigt, dass das Verhalten des Menschen für das Auftreten der BSE-Epidemie bei Rindern und, als Folge davon, für eine neuartige Erkrankung des Menschen verantwortlich war. Das Verfüttern von Tierkörpermehl an Rinder wurde Mitte des letzten Jahrhunderts eingeführt, um die Zufuhr von Protein zu erhöhen und damit die Milchproduktion zu fördern. Waren die verderblichen Folgen damals vorauszusehen? Nein. Waren die beim Auftreten der Erkrankung ergriffenen Maßnahmen adäquat? Retrospektiv gesehen, nicht. Wissenschaftler und Fachleute haben zu spät erkannt, dass BSE verschieden ist von Scrapie und dementsprechend wurden von den Behörden die präventiven Maßnahmen zu spät und mit ungenügenden Kontrollen eingesetzt. Ist heute alles unternommen worden, was zum Schutz des Menschen beitragen könnte? Nein, vermutlich weil die Kosten-Nutzen-Rechnung nicht aufgeht. Können wir ähnliche Katastrophen in der Zukunft vermeiden? Wahrscheinlich nicht, denn jeder Fortschritt bedeutet einen Schritt ins Unbekannte; »es irrt der Mensch, solang er strebt«, wie es im Faust heißt, und unser Streben hat einen Preis. Hoffen wir, dass er nicht zu hoch wird.

Abkürzungen:

- BSE bovine spongiforme Encephalopathie (Rinderwahnsinn);
- CJK Creutzfeldt-Jakob-Krankheit;
- PrP^C normale Form des Prionproteins;
- PrP^{Sc} pathogene Form des Prionproteins;
- vCJK variante Creutzfeldt-Jakob-Krankheit

Einige Übersichtsartikel zum Thema Prionenerkrankungen

- Aguzzi, A., Weissmann, C.: Spongiform encephalopathies. The prion's perplexing persistence. *Nature* 392 (1998), S. 763–764.
- Prusiner, S. B., Scott, M. R., DeArmond, S., Cohen, F. E.: Prion protein biology. *Cell* 93 (1998), S. 537–548.
- Weissmann, C.: Molecular genetics of transmissible spongiform encephalopathies. *J. Biol. Chem.* 274 (1999), S. 3–6.
- Weissmann, C., Raeber, A. J., Montrasio, F., Hegyi, I., Frigg, R., Klein, M. A., Aguzzi, A., Prions and the lymphoreticular system. *Phil. Trans. R. Soc. Lond. B.* 356 (2001), S. 1–8.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

MAGDALENA ABAKANOWICZ, WALTER BURKERT,
HANS MAGNUS ENZENSBERGER, SOFIA GUBAIDULINA,
GYÖRGY KURTÁG, ROBERT WEINBERG, ROLF ZINKERNAGEL

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 29. Mai 2000

PETER BUSMANN sprach die Laudatio auf MAGDALENA ABAKANOWICZ:

Verehrter Herr Bundespräsident,
verehrte Festversammlung, liebe Frau Abakanowicz,

Andrzej Szczypiorski hatte sich darauf gefreut, Sie heute mit *seiner* Laudatio im Orden willkommen zu heißen.

Jetzt ist sein Mund für immer verstummt.

Um wie viel berufener stände er heute an dieser Stelle, um über den Menschen Magdalena Abakanowicz zu sprechen und über das, was die Künstlerin und ihr Werk für Polen in der schwersten Zeit seiner Geschichte bedeutet hat.

Wie Andrzej Szczypiorski waren auch Sie Repressalien ausgesetzt, wie sie in Polen unter dem Naziterror und in der Nachkriegszeit alle selbständig denkenden und handelnden Menschen, vor allem aber Künstler erdulden mussten.

Wir glauben, dass der Verstorbene vor allem den entscheidenden Beitrag gewürdigt hätte, den Sie geleistet haben, nämlich dass Polen auch in dunklen Zeiten den Anschluss an das Kontinuum der europäischen Kunst nicht verloren hat.

Ich mache jetzt einen Sprung zurück in die Zeit vor dem furchtbaren Krieg und beginne mit einer Assoziation: Als Kind zog Magdalena Abakanowicz mit einem Stock Linien in die Erde, auf dem Lande, dort, wo sie aufwuchs, 120 km östlich von Warschau.

Die Assoziation: Der Maler El Greco wurde als Kind in einem kretischen Gebirgsdorf von einem venezianischen Kaufmann entdeckt, als er mit einem Stock Figuren in das Erdreich zeichnete. – In beiden Fällen haben wir es mit dem Phänomen zu tun, dass in jedem zum Künstler geborenen Menschen seine inneren Bilder nach Ausdruck drängen.

El Greco begann schon in jungen Jahren eine glänzende Karriere in Venedig und später in Spanien.

Ganz anders bei Magdalena Abakanowicz. Zwar entstammt sie einer angesehenen Familie, deren Wurzeln bis ins Mittelalter verfolgt werden können, gefördert aber wurden von der Familie in ihrer Generation nur deren männliche Sprösslinge.

Es ist überliefert, dass bei einer Nikolausfeier ihr sehnlichster kindlicher Wunsch war, in einen Jungen verwandelt zu werden.

Dass sich ihre künstlerische Begabung trotzdem voll entfalten konnte, verdankt sie in erster Linie ihrer bis heute unerschöpflichen Energie und natürlich – wie könnte es anders sein – auch dem Glück der Tüchtigen.

Erschwert wurde ihre Entwicklung noch dadurch, dass sie ihre Jugend unter den wachsamen Augen des kommunistischen Regimes zubringen musste, das wie alle totalitären Regime individuelle und damit zwangsläufig kritische Aktivitäten unterdrückte. Schwankend zwischen Architektur und bildender Kunst entschied sie sich für Letztere und studierte an der Kunstschule in Gdınia.

Tagsüber arbeitet sie hart, um Geld zu verdienen, nachts ging sie in die leeren Ateliers der Kunstschule und arbeitete dort weiter, übte sich in ihrer Kunst.

Natürlich registrierte sie, was im Westen passierte, und so wurde sie u. a. von der Kunst Barnett Newmans und dessen kleinformatigen Aquarellen und Gouachen angeregt und sie hatte Glück:

Gefördert von der Künstlervereinigung, der sie inzwischen angehörte, konnte sie nach Italien reisen. Das war 1957.

In die Zeit fällt auch etwa ihre Entscheidung, die Vergangenheit – auch im künstlerischen Sinne – hinter sich zu lassen, ein Bruch, ähnlich radikal wie der Bruch zwischen Nachkriegspolen und der früheren Geschichte ihres Heimatlandes.

Bezeichnend für diese Entwicklung ist eine abstrakte Stahlskulptur, die sie in Elbing mit der Hilfe von Stahlarbeitern bauen konnte.

Dort war es auch, wo sie ihren Horizont erweiterte, indem sie mit Stadtplanern, Soziologen, Psychologen, Architekten und Theaterleuten, u. a. mit Grotowski, zusammenarbeitete.

Als ein weiterer Glücksfall kann angesehen werden, dass Maria Laszkiewicz auf sie aufmerksam wurde und die Künstlerin auf eine Liste für die Biennale für Textilkunst in Lausanne setzte. Durch diesen Erfolg erschloss sich ihr dieses wunderbare Medium.

Indem sie an die Tradition der großen polnischen Tapiserie im wahrsten Sinne des Wortes anknüpfte, verwandelte sie diese im Sinne einer »arte povera«, arbeitete mit den einfachsten natürlichen Materialien wie Hanf, Sisalstricken, Rosshaaren und Baumrinden.

Die Kunstwerke, die so entstanden und die oft etwas geheimnisvoll-hüllenartiges an sich haben, wurden bald unter dem Namen *Abakans* berühmt.

Sie hatte ihren ganz persönlichen Stil gefunden, und rückblickend möchte man sagen, dass dies in einer Art vom Regime übersehener kultureller Nische geschah.

Ihr Renommee war inzwischen so groß geworden, dass man sie 1975 anstandslos nach São Paulo reisen ließ, um die goldene Medaille auf der Biennale entgegenzunehmen.

Bald begann man sie nachzuahmen, sie reagierte allerdings sehr empfindlich auf die damit einhergehende Tendenz zum Kunstgewerblichen ihrer Nachahmer. »Wiederholung steht im Gegensatz

zur geistigen vorwärtsgerichteten Entwicklung«, sagte sie, »sie steht jeder Imagination im Wege.«

Folgerichtig entwickelte Frau Abakanowicz ihre skulpturalen Fähigkeiten mit anderen Materialien, jedoch immer in deutlicher Beziehung zu den Erfahrungen mit stoff-geformten Körpern, meist mit harten und zerfurchten Oberflächen, wie sie in der Natur vorkommen.

Diese großartigen Artefakte, die auch durch ihre monochrome Fähigkeit bestechen, sind mittlerweile in allen bedeutenden Museen und Sammlungen der Welt zu bewundern.

In ihrer Kindheit, aber auch als Studentin und reife Frau musste sie immer wieder Zeuge werden, wie das Bild des Menschen geschändet wurde, besonders einschneidend beim Einmarsch der Russen in Prag, im Jahre 1968.

Dieses Leiden der Menschheit ist an ihren Werken immer wieder ablesbar.

Oft sind es Körper ohne weiblichen oder männlichen Bezug, sozusagen androgyn, manchmal nur geschundene Rücken, die in großer Zahl aneinandergereiht – wie im Kölner Museum Ludwig – dem Betrachter schier den Atem nehmen.

Bis heute beschäftigt sie das Phänomen der menschlichen Destruktivität, in ihren Augen das schlimmste Ergebnis des Sündenfalls.

»War der Sündenfall ein Fehler der doch sonst unfehlbaren Logik der Natur oder der Willensakt einer unbekanntten Macht?« So fragt sich die Künstlerin.

Von ihrer Kunst, sagt sie, sie sei frei davon, jedwede Art von Doktrin zu verherrlichen, jedwede Religion, jedwedes Individuum. Die Arbeit ist für sie kein formales ästhetisches Experiment, sondern immer Interpretation der Wirklichkeit. – So überträgt sie ihre Erfahrung existentieller Probleme, indem sie diese in Formen bringt und diese wiederum in den Raum stellt.

Solche Formen können wir beispielsweise in Jerusalem sehen, »Neger« hat sie sie genannt, mit allen historischen und von Leid erfüllten Assoziationen, die sich beim Hören dieses Namens und bei der Betrachtung der Skulpturen einstellen.

Obwohl Magdalena Abakanowicz niemals Menschen abbildete, bleibt es nicht aus, dass man sich beim Betrachten und Betasten ihrer Skulpturen, seien sie groß oder klein, seien sie aus Holz oder aus Metall oder Textilien, seien sie einzeln oder in massenhafter Aneinanderreihung aufgestellt, hingelegt oder aufgehängt, mit sich selbst konfrontiert sieht, mit seinem Menschsein, besonders auch mit dem ungeheuren Leidensweg der Menschheit.

Damit treffen Sie einen Nerv unserer Zeit und verstehen es, die Menschen anzurühren, wofür die weltweite Präsenz Ihrer Arbeiten deutlich sichtbares Zeichen ist.

Ich heiÙe Sie im Orden herzlich willkommen.

MAGDALENA ABAKANOWICZ dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, sehr geehrte Damen und Herren,
die Entwicklung der menschlichen Wahrnehmung der Realität wird ununterbrochen von der Kunst begleitet.
Von Zeit zu Zeit gehen Zivilisationen unter und Kunst wird durch Fanatismus und Kriege zerstört.
Unbeschädigte Monumente säumen jedoch unseren Weg durch die Jahrtausende. Ohne diese Meilensteine seiner geistigen Odyssee wäre der Mensch wie in Dunkelheit verloren.

ALBRECHT DIHLE sprach die Laudatio auf WALTER BURKERT:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, sehr verehrte Damen und Herren,

*Wer nicht von dreitausend Jahren
Weiß sich Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunklen, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.*

Als diese Verse entstanden, erfasste unser kulturelles Gedächtnis in der Tat etwa dreitausend Jahre. Am Beginn dieser Tradition stan-

den Bibel und griechisch-römische Antike. Ihr Studium lehrte, die Grundlagen unserer Zivilisation zu verstehen. Daraus bezogen Theologie und Klassische Philologie ihre Würde, und nicht zufällig bildeten sich in ihrem Rahmen Maßstäbe und Methoden, die bis heute geschichtliche Forschung bestimmen.

Seither hat sich unser Horizont erweitert. Die Kulturen des Alten Orientes traten in den Blick, die Ur- und Frühgeschichte eröffnete den Zugang zu noch älteren Zeiten, Ethnographie und Anthropologie lehrten, dass Verhaltensmuster, viel älter als dreitausend Jahre, noch heute auf unser Handeln einwirken.

Die Klassische Philologie steht damit vor der Aufgabe, den Zugang zu den Monumenten der Antike, die unserer Welt immer wieder neue Impulse gegeben haben, auch im erweiterten Horizont offen zu halten. Sie kann gewiss dieser Aufgabe nicht mehr im Sinn eines herkömmlichen Klassizismus gerecht werden, den Griechen also eine Art von Uranfänglichkeit zuschreiben. Unter solchen Umständen wäre es um die Wissenschaften vom Klassischen Altertum schlecht bestellt, gäbe es nicht Gelehrte wie Herrn Burkert, den vorzustellen ich hier die Ehre habe.

Herrn Burkert ist es gelungen, große Teile des erweiterten Zeithintergrundes auszuleuchten, vor dem wir die unverändert bedeutsamen Leistungen der Griechen nunmehr zu würdigen haben.

Das beginnt bei der einfachen und den Griechen sehr wohl bewussten Tatsache, dass sie ihre Schrift und viele andere Kulturgüter von ihren östlichen Nachbarn übernahmen. Über die wichtigste Phase dieses historischen Lernprozesses hat Herr Burkert eine viel beachtete Studie veröffentlicht. An anderer Stelle legte er dar, dass Philosophie und Wissenschaft, wie wir sie den Griechen verdanken, aus Weisheitstraditionen hervorgingen, wie sie zum gemeinsamen Gut vieler Völker gehörten. Die Griechen, so zeigte er weiter, knüpften die ersten Versuche, im Universum einsichtige Gesetzmäßigkeiten statt das unerklärliche Walten übermenschlicher Wesen zu finden, an mythische Bilder und Vorstellungen verschiedenster Herkunft. Sie verstanden es dann, aus dem Ordnungsprinzip, das jedem Mythos eignet, zwar vorläufige, aber rational einsichtige und darum

diskutierbare, der Verbesserung offene Entwürfe zu gewinnen. Damit wiesen sie den Weg zur wissenschaftlichen Weiterklärung, den die Menschheit bis heute weitergegangen ist.

Nirgends behauptet sich Altes so zähe wie in der Religion. Religiöse Praxis bewahrt über lange Zeit festgelegte Verhaltensweisen auch dort, wo keiner der Praktizierenden ihren Sinn versteht oder spätere Legendenbildung der Kulthandlung neue Deutungen gibt.

Dieser Einsicht bediente sich Herr Burkert wie einer Wünschelrute in einer eindrucksvollen Reihe grundlegender Beiträge zur griechischen Religion. Die über viele Jahre fortgeführte Arbeit an diesem Themenkreis führte ihn durch ein schier undurchdringliches Gewirr versprengter, unvollständiger, oft unverstandener und aus verschiedenen Motiven weitergegebener Einzelnachrichten – in Sagen, Dichtungen, Gesetzestexten und literarischen oder bildlichen Darstellungen. Hier Überblick zu gewinnen, bedarf es größter Disziplin und Gelehrsamkeit, mag man Opferbräuchen auf der Spur sein oder Initiationsriten, Fest- und Familiensitten, Geheimkulten und vielen anderen. Mit der Analyse dieses disparaten Materials legte Herr Burkert eine Tiefenschicht des religiösen Lebens frei, die in den großen Zeugnissen griechischer Kunst und Literatur zwar vielfach vorausgesetzt, aber selten zum Thema gemacht wird. Nur der aufmerksame Beobachter findet sie im Sprachgebrauch und in scheinbar nebensächlichen Details, denn schon dem Berichterstatter aus der späteren Antike blieb oft verborgen, was dem Zuschauer einer Tragödie klassischer Zeit selbstverständlich war. Was Herr Burkert hier entschlüsselt hat – die Grausamkeit der Opferbräuche, die Ekstasen des Dionysos-Kultes, die Emotionalität der Geheimkulte und vieles andere in dieser Schicht praktizierter Religion – gilt es als Hintergrund der großen Hervorbringungen griechischer Kultur zu verstehen. Die Klarheit des Menschenbildes griechischer Kunst, die kompromisslose Wahrheitssuche, die uns die Griechen mit Philosophie und Wissenschaft als Leitbild hinterlassen haben, die kreative Phantasie und die Formstrenge griechischer Dichtung, die Überzeugungskraft des Naturbegriffs, an dem wir bis heute festhalten – alles das hat nichts von seiner Bedeu-

tung eingeübt und wurde doch einer Vorstellungswelt abgewonnen, die uns fremd und bedrohlich anmutet.

Aber ist uns diese Welt wirklich so fremd? Herr Burkert ist zu diesen Ergebnissen gelangt, indem er sich den strengen Anforderungen traditioneller philologischer Methode unterwarf. Seine Fragestellungen ergaben sich primär aus der intimen Kenntnis der Zeugnisse, nicht aus grob gestrickten Theorien, wie sie immer wieder neu angeboten werden. Umso beunruhigender ist es, dass die religiösen Vorstellungen und Praktiken, die er bei den Griechen entdeckt oder verständlich gemacht hat, fast überall auf der Welt ihre Parallelen besitzen. Darauf hat er aus reichem ethnographischem Wissen wiederholt hingewiesen. Die Vermutung liegt nahe, dass wir hier auf eine anthropologische Konstante stoßen, ein Erbe aus der frühesten, längsten und darum prägekräftigsten Phase der Menschheitsgeschichte, das auch wir in uns tragen. So werden Resultate der Forschung am scheinbar entlegenen Gegenstand zu einem Beitrag zur eigenen Selbsterkenntnis. Diese Einsichten, gewonnen in einem Horizont, der weit über die dreitausend Jahre Goethes hinausreicht, machen nachdenklich. Sie helfen verstehen, warum unter der kultivierten Oberfläche, an die sich unser Auge gerade im Blick auf die Klassische Antike gewöhnt hat, dunklere, schwer zu deutende Kräfte liegen. Wir sollten sie kennen, beherrschen, vielleicht sogar nutzen lernen – getreu der sokratischen Maxime, dass ein Leben, das sich nicht steter Prüfung aussetzt, nicht lebenswert sei.

Lieber Herr Burkert, unser beider Lebenswege haben sich vielfach gekreuzt, innerhalb und außerhalb dieses Landes. Wir sind uns in dem, worin unsere Aufgabe besteht, wohl immer einig gewesen, gerade in Zeiten, die unserem Metier nicht übermäßig günstig waren und sind. So ist es mir eine besondere Freude, Sie im Kreis des Ordens auch öffentlich willkommen zu heißen.

WALTER BURKERT dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
sehr verehrte Damen und Herren,

seit Jahrzehnten beschäftigte ich mich mit der Funktion und Symbolik von Initiationsritualen und bin nun doch sehr verwundert, solches an der eigenen Person zu erfahren. Herr Dihle und ich gehören derselben Wissenschaft an, der ältesten Geisteswissenschaft, die seit ziemlich genau 2500 Jahren besteht, und wir sind noch immer damit beschäftigt, Homer aus Homer zu erklären. Natürlich ist das Feld der Altertumswissenschaft viel weiter, es erweitert sich auch noch immer durch neue Funde und durch verfeinerte Methoden. Es stellt die Aufgabe, das Gewusste verfügbar zu halten und weiterzugeben, und kaum Bewusstes aufzuspüren. In den Kreis dieses Ordens hier und jetzt aufgenommen zu sein, ist eine ganz besondere Freude, nicht weil dieser traditionell und exklusiv ist, sondern weil er so modern und weit gefächert ist, Kunst und Rationalität zusammenbringt und gerade die modernsten Wissenschaften mit erfasst. Die Einheit der Kultur und ihrer Wissenschaft, als eine Begegnung über scheinbare Grenzen hinweg, könnte kaum eindrücklicher dargestellt sein, gegenüber jenen Thesen vom Zusammenprall der Kulturen. Man hat von den zwei Kulturen gesprochen, die sich nicht treffen und nicht verstehen wollen, Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften. In solcher Sicht müsste ich selbst als Abtrünniger gelten, weil ich von der Religionswissenschaft zur Biologie Verbindungen gesucht habe. Auch dass ich Brücken vom Griechentum zum Orient, oder eher in umgekehrter Richtung, beschritten habe, macht mich wohl zum unsicheren Kandidaten für die Klassik. Doch sehe ich nach wie vor die Aufgabe, im Kreis der Modernen das Alte auszuweisen, das Alte im Aufbau unserer Geistigkeit, auch das Alte im Menschen überhaupt, das nicht so rasch zu ersetzen sein wird. So stehe ich für einen Umgang mit Kultur, der nicht am schnellen Nutzen zu messen ist, und werde weiterhin darauf aus sein, neben den rasanten Autobahnen

der modernen Information einen humanen Garten zu bestellen. Ich danke für diese Auszeichnung und für dieses Fest.

PETER VON MATT sprach die Laudatio auf HANS MAGNUS ENZENSBERGER:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren,

der Geist weht nicht, wo er will. Sein Wehen setzt Köpfe voraus. Was nützen die feurigen Zungen, die vom Himmel fahren, wenn keine Köpfe da sind, wo sie landen können? Das Gesicht eines Jahrhunderts besteht im Nachhinein aus den paar Köpfen, die das unberechenbare Wehen des Geistes aufzufangen vermochten, seine Plötzlichkeit aushielten und die aufflammende Wahrheit in Worte übertrugen. Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gehört zu diesen paar Köpfen Hans Magnus Enzensberger. Wer über die fünf Jahrzehnte nach dem Hitlerkrieg sprechen will, kommt unausweichlich auf ihn zu reden, oder er redet in Sätzen, Bildern, Prägnungen, die von ihm stammen.

Diese fünf Jahrzehnte: Nie vorher in der Geschichte gab es in Deutschland so lange keinen Krieg. Nie vorher in der Geschichte ging es der Mehrheit der Leute so lange Zeit so gut. Ein Idyll von welthistorischem Ausmaß. Aber dieses Idyll entfaltet sich im Zielraum von Langstreckenraketen mit Atomsprengeköpfen. Man speiste gut, so gut wie einst Damokles an der Tafel des Tyrannen von Syrakus. Auch Damokles hatte nichts auszusetzen am Menü. Sein Problem war die Phantasie. Er musste immer an das Rosshaar denken, an dem das Schwert hing über seinem Kopf.

Genau diese Phantasie ist die Leidenschaft Hans Magnus Enzensbergers. Er hat die schrille Ironie der geschichtlichen Situation früh begriffen und weigerte sich, die Spiele der Verdrängung und Verblendung mitzumachen. Er wollte die Angst nicht dem Genuss, aber auch den Genuss nicht der Angst opfern. Er wollte verstehen. Deshalb begann er zu schreiben. Im Schreiben erst verknüpften

sich ihm die Beobachtungen zur Erkenntnis. Die Wahrheit, die er so gewann, war umblüht vom Zweifel. Er musste sie Tag für Tag neu erwerben. Nur so konnte sie nie zum Befehl werden. Ihm graute vor der Wahrheit als Befehl. Deshalb begann er zu dichten. Das Gedicht ist das Gegenteil des Befehls. Der Befehl schafft Untertanen, das Gedicht schafft freie Partner. Aber auch das Gedicht setzt für Enzensberger die Beobachtung der Welt voraus. Deshalb begann er zu reisen. Er liebt es, um den Globus zu zirkeln. Er ist der Ariel unter den deutschen Autoren. Man weiß nie sicher, wo er ist. Zwar hält er sich heute nachweislich in Berlin auf, aber morgen ist er vielleicht auf Feuerland oder in Athen oder in Sigmaringen. Reisen und Schreiben sind ihm gleichwertige Formen der Gelehrsamkeit. Wie es Johann Christian Günther im frühen 18. Jahrhundert mit den zwei schönen Versen sagte:

*Was heißt nun wohl gelehrt? Das, was man sagt, beweisen.
Wie wird ein Mensch ein Mensch? Durch Einsicht und
durch Reisen.*

Hans Magnus Enzensberger kennt diese Verse sicher, weil er alles kennt und weil das 18. Jahrhundert in besonderer Weise seine geistige Heimat ist – das Jahrhundert Diderots, das Jahrhundert Lichtenbergs. Damals bedeutete das französische Wort *philosophe*, dass einer Poet und Naturwissenschaftler, Metaphysiker und Soziologe zugleich war. Diese Lust, sich zwischen den Fakultäten zu tummeln, prägt Enzensbergers Werk. Den Riss durch die zwei Kulturen hat er nie anerkannt. Spricht man zum Dichter, antwortete der Mathematiker, appelliert man an den Medientheoretiker, blitzt das Auge eines Theologen auf. Nur eines gilt immer und überall: der Kampf gegen den faulen Zauber. Er, der die unzerstörte Stadt Nürnberg noch vor Augen, das Brüllen des Diktators noch im Ohr und das Vibrieren der Detonationen noch im Nervensystem trägt, weiß, dass alles Übel aus dem faulen Zauber stammt und aus der Wahrheit als Befehl. Dementsprechend hat er gelebt, dementsprechend treibt er es weiter.

HANS MAGNUS ENZENSBERGER dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, sehr verehrte Damen und Herren,

Wohl dem, der Ehrungen, woher sie auch kommen mögen, liebt. Nach seinem Befinden gefragt, wird er antworten: Ausgezeichnet. Skeptische Gemüter werden sich damit nicht zufrieden geben und ins Grübeln darüber geraten, wie sie zu dieser oder jener Ehre kommen. Und wer, wie ich, von Berufswegen darauf hört, was die Sprache zu sagen hat, dem mag man ein wenig Wortklauberei nachsehen, zum Beispiel, wenn es um Frage nach dem Subjekt einer Auszeichnung geht. Wer hat sie zu verleihen? Wenn es sich um einen Orden handelt, ist das gewöhnlich der Staat. Ich möchte der Weisheit der zuständigen Referate nicht zu nahe treten, doch ist zumindest mir nicht ganz klar, woher der Staat wissen will, was ausgezeichnet ist und daher ausgezeichnet werden soll.

Das ist ja überhaupt schwer und im besten Fall nur vorläufig zu sagen; das letzte Wort darüber steht den Zeitgenossen nicht zu. Immerhin, am ehesten haben dabei wohl diejenigen mitzureden, die sich, jeder auf seinem Feld, selber ausgezeichnet haben. Man beachte die reflexive Form, die das Verb hier annimmt. Dass sie sich das Urteil vorbehalten, statt es staatlichen Instanzen zu überlassen, war den Machthabern des Nationalsozialismus unerträglich. Es hat dem Orden *Pour le mérite* die höchste Anerkennung eingetragen, die dem Regime zur Verfügung stand: das stillschweigende Verbot. Er hat somit die einzige Auszeichnung zu vergeben, von der man sagen kann, dass sie die Staatsverbrechen der deutschen Geschichte unbefleckt überstanden hat. Nicht zuletzt aus diesem Grund nehme ich die seltene Ehre, ihm anzugehören, dankbar an.

LUDWIG FINSCHER sprach die Laudatio auf SOFIA GUBAIDULINA:

Verehrte Frau Gubaidulina,

wir vollziehen heute die Aufnahme zweier Komponisten in den Orden, die auf ganz unterschiedliche Weise Musikgeschichte geschrieben haben und schreiben. So ist dies auf gewisse Weise ein musikhistorischer Augenblick. Ich habe die Ehre, Sie, verehrte Frau Gubaidulina, dieser hohen Festversammlung vorzustellen, und das ist wahrlich keine leichte Aufgabe, schon gar in der zugemessenen Zeit. Lassen Sie mich mit der Gegenwart beginnen: 2000 verspricht, ein wichtiges und ein gutes Jahr für Sie zu werden. Am 1. September wird in Stuttgart Ihre Johannespassion uraufgeführt werden, die für Sie ein besonders wichtiges Werk ist. Im November wird es in Stockholm ein Festival geben, das Ihnen, Ihrem Mentor Dmitrij Šostakovič und Ihrem Vorbild Johann Sebastian Bach gewidmet ist. Sie gehören nicht nur zu den bedeutendsten Komponisten der Gegenwart, sondern zu den wenigen, die weit über die Festivals Neuer Musik arriviert sind, obwohl Sie eine dezidiert zeitgenössische Musiksprache sprechen.

Manchmal muss Frau Gubaidulina diese Situation wie ein Traum vorkommen. Sie wurde in der Tatarischen Sowjetrepublik als Tochter eines tatarischen Ingenieurs, dessen Vater Mufti, also islamisch-religiöser Richter war, und einer russischen Lehrerin geboren, studierte in Kasan und Moskau und galt von ihren ersten Kompositionen an als politisch unerwünschte Avantgardistin, wie die anderen Komponisten, die für uns heute die großen Namen der Neuen Musik Russlands nach Šostakovič sind: Alfred Schnittke, Edison Denisov, Arvo Pärt. In den sechziger Jahren wurde ihre Musik, wenn auch selten, aufgeführt und regelmäßig als abwechlerisch kritisiert. Nach dem Tauwetter, in der neuen Eiszeit der siebziger Jahre, wurden durch den sowjetischen Komponistenverband Aufführungen ihrer Werke nicht nur im Inland verhindert, sondern, zum Teil durch diplomatische Demarchen, auch im Westen, obwohl die Werke durch den Staatsvertrag offiziell exportiert wurden; um die

Aufnahme ihres Namens in das Riemann-Musiklexikon zu verhindern, genügte in der Zeit der blauäugigen westlichen Entspannungspolitik ein relativ milder Druck.

In den achtziger Jahren gelang endlich der Durchbruch, vor allem durch die Bemühungen des großen Geigers Gidon Kremer, der Gubaidulinas Violinkonzert »Offertorium« international durchsetzte, aber erst in den späten achtziger Jahren wurden die Aufführungs- und Reiseverbote langsam gelockert. 1992 emigrierte die Komponistin, ohne ihren Wohnsitz in Moskau aufzugeben, nach Deutschland, wie vor ihr Arvo Pärt, Victor Suslin und Alfred Schnittke. Sofia Gubaidulina hat immer wieder betont, wie viel ihr Šostakovič als Mensch und in ihren frühen Werken auch als Komponist bedeutet hat, sie hat aber ebenso betont, dass Bach und Anton von Webern seit langem die wichtigsten Namen in ihrem Schaffen sind, nicht als Muster zur Nachahmung, sondern »in ihrer Art und Weise zu denken ... ihrer Art und Weise zu leben in der Musik ... ihrem Verhältnis zu Klang, Musik und Leben«. Das reicht ins Zentrum ihres eigenen Schaffens, das sich in geradezu bestürzender Unabhängigkeit von der direkten Webern-Rezeption ebenso fern gehalten hat wie von allen anderen Schulbildungen, das vielmehr zu den Elementen der Musik zurückgeht und das diese Elemente als Elemente des Lebens versteht. Klang und Rhythmus, die »Verwandlung der Zeit« im musikalischen Werk, Komponieren und Musikhören als ein Gang »nach innen und in die Stille«, als Gegenwelt zur äußeren Existenz und zur Außenwelt, und letztlich das Komponieren als religiöse Erfahrung – das sind die Elemente, aus denen sich ihre so einzigartig unabhängige Musik gebildet hat und immer neu bildet, vermittelt durch eine unerschöpfliche Klangphantasie und eine gestische Direktheit des Vokabulars, die auch das Hören sehr komplexer Strukturen einfach macht. Dabei schlägt strengste Konstruktion in sinnliche Wahrnehmbarkeit um wie im Violinkonzert »Offertorium«, in dem das Thema von Bachs »Musikalischem Opfer« in einem Variationsprozess, der das Thema Ton für Ton auflöst, geopfert wird. Nicht zuletzt in der Möglichkeit, sie auf

sehr verschiedene Arten zu hören, liegen Größe und Reichtum dieser Musik. Der Hörer muss sich ihr nur anvertrauen.

SOFIA GUBAIDULINA dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Ich bin sehr dankbar für die Ehre, die mir heute zuteil geworden ist. Somit ist für die ganze Periode meines Lebens ein gewisses Fazit gezogen – nicht als beruhigender Endpunkt, will ich hoffen, sondern vielleicht als verpflichtender Doppelpunkt.

Und in diesem Moment frage ich mich: »Wofür? Für welche Tätigkeit?« Und ich denke über das Wort »Musik« nach. Ich habe immer gedacht, dass all das, was ich als ein Musikant tue, Musik heißen darf. Aber jetzt, in unserer Zeit, ist es nicht so evident. Wenn ich zum Beispiel in CD-Geschäfte komme oder das Internet-Adressen-Buch durchblättere, finde ich zu meiner tiefsten Bestürzung das Wort »Musik« nur noch als Bezeichnung der Pop- oder Rock-Musik – das heißt dessen, was ich als »elektroakustisches Fastfood« bezeichnen könnte. Eben das nennt man jetzt »Musik«. Aber die ernste Musik heißt jetzt anders – »classics«. Also, es verändert sich entscheidend das Wort selbst – und somit der Begriff.

Das ist ein typisches Symptom des 20. Jahrhunderts. Am Anfang dieser Epoche steht ein flottes olympisches Motto »*Schneller! Höher! Stärker!*«: nur Expansion – ohne *Vertiefung*; nur Prädikate – ohne *Substantive*; nur »wie« – ohne »was«; nur »know-how« – ohne »know-what«, Jegliches Substantielle ist dabei konsequent eliminiert; und alles verwandelt sich – auch konsequent – in eine Art des Fastfoods, sei es physisch, physiologisch oder psychologisch. Und ich fürchte, dass am Ende dieser Epoche uns nicht weniger als *die manipulierte Substanz* droht und auf uns wartet – von niederen Ebenen der Existenz bis zur menschlichen Psyche und zum menschlichen Gewissen.

Das war mir immer zuwider. Und wenn ich in meinen schwachen

musikalischen Versuchen eine gewisse Antwort auf diese Tatsache fand, so ist es eben deshalb geschehen, weil in diesen Versuchen immer eine gewisse Statik des höheren Grades herrscht (die Homeostase!). Auch eine tiefe Verbeugung vor all dem, was tief liegt. Und *die innere Stille*. Also, alles ist bei mir nicht hoffnungslos »unolympisch«: nicht »schneller! höher! stärker!« wollte ich in der Musik sein, sondern eher »*langsamer, tiefer, leiser*«.

Eben deshalb ist für mich so aktuell, inmitten unserer »schönen neuen Welt« eine Existenz der seltenen, aber desto wichtigeren Inseln zu eröffnen, wo der Geist sich sammeln kann. Wo man daran denkt, wie sich der Sinn der Schlüsselworte der Kultur und Schlüsselbegriffe der Zivilisation nicht verfälschen lassen. Eine dieser seltenen Inseln ist der Orden »*Pour le mérite*«. Und ich bin Ihnen sehr verpflichtet, dass Sie mein Musikschifflein in diesen Hafen hereingelassen haben.

Ich danke nochmals für die Ehre.

GYÖRGY LIGETI sprach die Laudatio auf GYÖRGY KURTÁG:

Herr Bundespräsident, meine Damen und Herren,

durch seine großartige Originalität und Unabhängigkeit gehört György Kurtág zur Elite der heutigen Komponisten. Ich habe das Glück gehabt, ihn bereits 1945, bei unserer gemeinsamen Aufnahmeprüfung an der Franz-Liszt-Musikhochschule in Budapest kennen zu lernen. Vom ersten Augenblick an bestand zwischen uns eine Freundschaft, basierend auf gemeinsamen musikalischen, auch moralischen und politischen Idealen. Die gegenseitige Sympathie hatte konkrete Gründe: Professionalität, Handwerk, künstlerische und menschliche Aufrichtigkeit und Geradlinigkeit. Wir gehörten zur derselben Generation – Kurtág ist 1926 geboren in Lugoş, nahe bei Temeschwar –; beide kommen wir aus Südost-Europa, aus Gegenden, die jahrhundertlang zu Ungarn gehört haben, nach dem Ersten Weltkrieg jedoch Teile Rumäniens wurden (in Kurtágs Fall das Banat, in meinem Fall Siebenbürgen). Unsere

gemeinsame Muttersprache ist Ungarisch, doch wir gingen beide in sowohl rumänisch- als auch ungarischsprachige Schulen. Beide wurden wir als rumänische Staatsbürger geboren; außerdem hatten wir einen ähnlichen kulturellen Hintergrund: Wir kamen aus intellektuellen Familien jüdischer Abstammung; die aber nicht religiös und an die ungarische Gesellschaft assimiliert waren.

Und dann gab es das gemeinsame Idol: Béla Bartók. Bartók emigrierte freiwillig, aus Hass gegen den wachsenden Rechtsradikalismus in Ungarn, noch vor Ungarns Kriegseintritt auf der Seite Nazi-Deutschlands, nach Amerika. Er persönlich war nicht gefährdet, verurteilte aber den Chauvinismus und Antisemitismus. Schon als Komponist war er unser Idol, dazu kam seine moralische und politische Haltung. Gerade im September 1945, als Kurtág und ich Studenten geworden waren, erwartete man in Budapest den aus New York zurückkehrenden Bartók – wir beide wollten bei ihm studieren. Ohne voneinander gewusst zu haben, nahmen wir beide das Risiko auf uns, die rumänisch-ungarische Grenze illegal, und zwar nachts, zu Fuß zu überqueren, um nach Budapest zu gelangen. Dass Bartók in New York im Sterben lag, wussten wir nicht. Einige Tage nach unserer Aufnahmeprüfung wehte die schwarze Fahne über dem Gebäude der Musikhochschule.

Bartók war aber nicht nur unser persönliches Idol. Als neben Stravinsky und Schönberg bedeutendster Komponist unserer Zeit, galt er als Begründer einer antiromantischen Richtung innerhalb der modernen Musik. Seine Sammlertätigkeit südosteuropäischer, anatolischer und nordafrikanischer Volksmusik erlaubte ihm die Entwicklung eines eigenständigen Stils, auf folkloristischer Grundlage. Er war Antipode Wagners und fühlte sich zu Debussy hingezogen. Bartók beeinflusste mehr oder weniger alle jungen Komponisten in Südost-Europa. Als Feind des Nationalsozialismus, und überhaupt jeder Art von Nationalismus, sowie durch die Tatsache, dass seine folkloristische Sammlertätigkeit außer ungarischer Volksmusik die slowakische, rumänische, südslawische, türkische und arabische Volksmusik umfasste, wurde er als Held betrachtet, hochverehrt und nicht nur von den Musikern, sondern von allen liberal und

demokratisch denkenden Intellektuellen, und nicht nur in Südost-Europa.

Die Informationslage in Ungarn und Rumänien vor dem Krieg und im Krieg war die, dass der Wahnwitz der totalitären Systeme in Deutschland, Italien und Spanien zum Teil bekannt war, doch von den internen Zuständen innerhalb der Sowjetunion war kaum etwas bekannt, und wenn einiges durchsickerte, wurde es meist bagatellisiert, oder als Goebbels'sche Propaganda abgetan. 1945 war Ungarn sowjetisch besetzt, doch zunächst hatte das Land eine frei gewählte, demokratische Regierung. Die schleichende Gleichschaltung durch die Kommunisten, mit Hilfe der sowjetischen Besatzungsmacht, war derart getarnt, dass drei Jahre lang, von 1945 bis 1948, die Linksintellektuellen, zu denen auch Kurtág und ich gehörten, das tatsächliche politische Geschehen nicht wahrhaben konnten oder wollten. Zum Glück widerstanden sowohl Kurtág als auch ich der Versuchung und dem Druck, in die kommunistische Partei einzutreten. Wir studierten beide Komposition bei denselben Lehrern, zunächst bei Sándor Veress, und da sich Veress rechtzeitig in den Westen absetzte, ab 1948 bei Derenc Farkas. Von Veress lernten wir kompromisslose moralische Haltung, sein Ethos war identisch mit dem von Bartók; von Farkas lernten wir nützliches Handwerk. Während ich eher schwach war als Komponist, war Kurtág schon damals ein großartiger Klavierspieler, so studierte er auch im Fach Klavier bei Pál Kadosa sowie im Fach Kammermusik bei Leo Weiner. Beide waren legendäre Lehrergestalten, umschwärmt von allen Musikern.

Der Aufstand gegen das Sowjetregime im Oktober/November 1956 bedeutete meine geographische Trennung von Kurtág: Nach der endgültigen Zerschlagung des Aufstandes floh ich nach Österreich – in illegaler Grenzüberquerung hatte ich genügend Erfahrung. Kurtágs Lebensumstände erlaubten ihm die Flucht nicht. Später gelang es ihm aber, einen Pass zu bekommen und ein Visum nach Frankreich. 1957–58 studierte er bei Milhaud und Messiaen, am Pariser Konservatorium. Zur selben Zeit arbeitete ich in Köln, im Studio für elektronische Musik, zusammen mit Stockhausen,

Koenig und Kagel. Kurtág musste 1958 nach Budapest zurückkehren, er machte aber einen Umweg und besuchte Stockhausen und mich in Köln. Er konnte dort die Bandaufnahme von Stockhausens Orchesterstück »Gruppen« hören, sowie die Partitur studieren. Für seine weitere Entwicklung war diese Begegnung genauso wichtig, wie das Studium in Paris. Wir sahen uns erst zehn Jahre später wieder, bei den Darmstädter Kursen für Neue Musik im August 1968. Es war das erste Mal, dass die ungarische kommunistische Regierung einem Kammerensemble Reiseerlaubnis gab, nach Darmstadt zu fahren, um dort neue Kompositionen aus Ungarn aufzuführen. Dieses kleine Tauwetter in Budapest fiel aber zeitlich zusammen mit dem sowjetischen Einmarsch in die Tschechoslowakei, eine Okkupation, an der auch ungarische Truppen gezwungen wurden, teilzunehmen. Das ungarische Konzert in Darmstadt bedeutete für Kurtág den ersten durchschlagenden Erfolg im Westen und zwar gleich an der zentralen Aufführungsstätte der musikalischen Avantgarde. Darmstadt hat sich im Laufe der fünfziger und sechziger Jahre zum Mekka der modernen Musik entwickelt. Das lag an dem Zusammentreffen günstiger Zufälle; es gab dort enthusiastische Förderer und Organisatoren; Interpreten und Komponisten kamen aus vielen Ländern der Welt. In Darmstadt aufgeführt zu werden, bedeutete internationale Aufmerksamkeit. (Leider verblasste die Bedeutung der Darmstädter Kurse im Laufe der siebziger Jahre.) Durch die fortschreitende Kommerzialisierung der Kultur infolge des Primats der Werbung und des Fernsehens wurde die »Neue Musik«, so wie sie in Darmstadt verstanden wurde, allmählich marginalisiert. Außerdem funktionierte Darmstadt auf »non-profit«-Basis; sobald die finanziellen Erwartungen der Interpreten zu steigen begannen, konnten die Aufführungen der »esoterischen« Musik nicht mehr bezahlt werden.

Kurtágs Aufführung 1968 fiel gerade noch in die »gute« Zeit der Darmstädter Kurse. Das Stück war »Die Sprüche des Péter Bornemisza« für Sopran und Klavier, als »Konzert« bezeichnet, eine gewaltige, hochemotionale, gleichzeitig dramatische und lyrische Komposition. Auf einen Schlag wurde Kurtágs hoher Rang aner-

kannt, als ebenbürtig den westlichen Kollegen Boulez, Nono, Maderna, Stockhausen.

Die zehn Jahre von 1958 bis 1968 verbrachte Kurtág in Budapest mit harter Arbeit und konsequenter stilistischer Entwicklung. Seit 1967 war er Professor für Klavier, dann für Kammermusik an der Franz-Liszt-Musikhochschule. Die Lehrtätigkeit übte er »offiziell« bis 1986 aus, doch tatsächlich unterrichtet er ohne Unterbrechung auch heute. Nach langjähriger Arbeit mit auserwählten Interpreten hält er Interpretationskurse in vielen Ländern; so war er im Laufe der neunziger Jahre für längere Zeit in Berlin, am Wissenschaftskolleg und als »composer in residence« bei den Philharmonikern, dann in Wien, nachher in Amsterdam, in England, in Paris, stets als gesuchter Kammermusik-Lehrer. Zum Teil studierte er mit Sängern und Instrumentalisten eigene Werke ein, zum anderen Teil ist er einer der tiefsten Kenner der Kammermusik von Haydn über Beethoven bis Debussy und Bartók. Kurtágs großartige Leistung als Vermittler der klassischen und romantischen Kammermusik beruht zum einen Teil auf der lebendigen Tradition, die in Budapest durch die Musikhochschule – auch in der Zeit widriger Umstände und der Isolation – bewahrt wurde, zum anderen Teil auf Kurtágs besonderer Begabung, musikalische Verläufe und Vorgänge gestisch zu erklären. Dazu kommt die Weite des Kurtág'schen Horizonts, in Musik, in Sprachen, Literatur, Malerei. Er spricht außer Ungarisch und Rumänisch auch perfekt Deutsch, Französisch, Englisch, Russisch und beherrscht das Altgriechische.

Im Laufe der siebziger Jahre begann Pierre Boulez sich für Kurtágs Musik einzusetzen. 1981 erklang in Paris Kurtágs bedeutendstes Werk für Singstimme und Kammerensemble, »Die Botschaften des verstorbenen Fräuleins R. V. Trussova«. Die Uraufführung erfolgte durch das hervorragende französische Kammerorchester »Ensemble Intercontemporain«. Dieses überall in der Welt aufgeführte Werk gehört zu den reichsten und differenziertesten Kompositionen unserer Zeit.

Kurtágs Lebenswerk verteilt sich ungefähr gleichwertig auf Instru-

mental- und Vokalmusik. Die zahlreichen Vokalwerke vor 1980 basieren auf ungarischer Dichtung, doch beginnend mit dem à-cappella-Chorwerk »Omaggio a Luigi Nono« wandte sich Kurtág anderen Sprachen zu, zunächst der Russischen (Achmatova und Dalos) – so ist der Text des gewaltigen Trussova-Zyklus von 1981 russisch. Parallel zu weiteren Werken nach ungarischen Texten bezog dann Kurtág deutsche, später auch englische Dichtung in seine immer breiter, tiefer und komplexer werdende kompositorische Welt ein. So komponierte er die »Kafka-Fragmente« für Sopran und Violine 1985/86, das ist ein ausgedehnter Zyklus von vielen kurzen Sätzen, basierend auf Tagebüchern und Briefen von Kafka. Solche Zyklen sind typisch für Kurtágs Verfahrensweise, große, weitläufige musikalische Formgebäude zu bauen aus mehr oder weniger zerklüfteten Bruchstücken. Es handelt sich dabei niemals um isolierte Fragmente, sondern um Monumentalformen, in denen die scheinbar zerbröckelten Bestandteile emotionell und musiksprachlich eng verknüpft sind. Ursprünglich dachte Kurtág enger, in kurzen, knappen, dichten Formen, wie im Klavier-Zyklus »Játékok« (= »Spiele«), ein »work in progress«, an dem er jahrzehntelang weiterarbeitete. Doch seit dem Bornemisza-Konzert, und noch deutlicher seit den Trussova-Botschaften fand er die Lösung, auf welche Weise eine Grußform aus Splintern zusammenwachsen kann.

Kurtágs Musik gehört zwar eindeutig zum Stilkreis »moderne Musik«, weist auch experimentelle und avantgardistische Züge auf, doch ist sie als Ganzes in der europäischen Tradition verankert, und respektiert den »Werkcharakter«, das heißt befindet sich meilenweit von der modischen Welt der offenen Formen entfernt. Innerhalb der allzu vagen Kategorie »moderne Musik« gibt es keine Schublade, in die Kurtág einzuordnen wäre. Die Singstimme und auch die instrumentalen melodischen Linien sind bei Kurtág expressiv, oft glühend expressiv, doch kann man seine Kunst nicht mit dem Begriff »Expressionismus« umschreiben. Zur gleichen Zeit steht er in großer Entfernung von jeder Art von Klassizismus. Drei Komponisten der europäischen Tradition dienen als Orientie-

rungspunkte für seine Musik, doch möchte ich betonen, dass die drei Namen nur in grober Annäherung bestimmend sind, denn direkte Spuren sind in Kurtágs so eigenständiger Musik nicht aufzeigbar. Die Namen, die ich erwähne, sind Beethoven, Bartók, Webern. Webern betrifft die Konzentration der Formen oder Formfragmente und den gestischen Duktus der Musiksprache. Wie bei Webern, schon ein Seufzer kann zur Form werden, und diese Form ist immer lakonisch, duldet Kurtág keine Weitschweifigkeit. Mit Beethoven und Bartók verhält es sich komplexer. Schon Bartók hatte eine »doppelte Muttersprache«: eine Schicht ist ungarische Folklore und ungarischer Sprachduktus schlechthin, die andere Schicht die Form- und Ausdruckswelt der späten Beethovenschen Klaviersonaten und Streichquartette. Auch die Aura der Beethovenschen Dignität. Sogar der Humor der Diabelli-Variationen hat eine sonderbare Würde. Gerade diese Aura und diese Dignität sind bei Kurtág dominant vorhanden, ohne die geringste direkte Anknüpfung an Beethovensche Stilelemente. War die Musik und Haltung Bartóks in Kurtágs Jugendzeit noch Bindeglied zwischen Beethoven und Kurtág, in den reifen Werken, also etwa ab 1959, ist Bartók nicht mehr zwischengeschaltet: die unterirdische Verknüpfungslinie spannt sich direkt zwischen Beethoven und Kurtág.

Der Humor und die Skurrilität des späten Beethoven, nicht nur in den Diabelli-Variationen, sondern auch in den Bagatellen für Klavier sowie in einigen Streichquartett-Sätzen, etwa den Scherzi des cis-Moll- und der letzten F-Dur-Quartetts taucht bei Kurtág durch die Vermittlung von Dichtung auf. Beethovenisch-skurril sind die Kafka-Fragmente und noch intensiver die Samuel-Beckett-Vertonung »What is the Word« für einen Rezitator, Vokalensemble und Kammerensemble aus den Jahren 1990–1991. Die Skurrilität bedeutet aber keineswegs nur Humor, vielmehr Verzweiflung und Scheitern. Nur eben ist die Kurtágsche Verzweiflung nie tatsächliches Scheitern, sondern ein Balanceakt am Rande des Scheiterns – diese Nähe zum Absturz ist das großartige Gelingen des Seiltänzers, der den Sturz überlegen mimt.

Ein wesentliches Merkmal der Kurtágschen Instrumentationskunst

ist die Einbeziehung von Raumwirkungen in die musikalische Form durch Aufteilung der Instrumente in verschiedene, im Konzertsaal separat platzierte Gruppen. An sich ist dies keine neue Idee, sie stammt aus dem venezianischen Frühbarock. Doch bei Kurtág dient die »Mehrchörigkeit« nicht so sehr den Dialog- oder Echo-Effekten, sondern zur traumhaft-visionären Umhüllung der Musik, einer Architektonik innerhalb der Musik. Es ist wie ein Mondhof oder ein Resonanzboden, oder noch deutlicher, Resonanzraum. In einem der Hauptwerke Kurtágs, der »Quasi una fantasia« für Klavier solo und Instrumenten-Gruppen ist das zart klingende Solo-Klavier von gleichsam verfremdeten Klängen umgeben: Pauken klingen wie sonderbare Gongs, Mundharmonikas wie ätherische Holzbläser. Mitunter erweitert Kurtág den umhüllenden traumartigen Raum durch sehr reale, ja drastische instrumentale Mittel. Zum Beispiel werden im »Grabstein für Stephan« für Gitarre solo und Instrumenten-Gruppen Lärm-Geräte verwendet, die manchmal italienische Fußballfans benutzen, das sind kleine Dosen mit unter Druck stehendem Gas gefüllt. Durch eine Röhre strömt das Gas beim Öffnen eines Ventils unter höllischem Geheule heraus. Für die Fußballfans ist das ein Juxinstrument, für Kurtág und im Kontext des »Grabstein« geht es um Panik. Kurtágs Musik nähert sich in diesem Werk dem Guernica-Bild Picassos, sie wird zum Symbol der Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts und des Wahnwitz' des Terrors der totalitären Diktaturen.

GYÖRGY KURTÁG dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren, mein lieber Freund,

ich danke dem Orden für die große Ehre, die er mir mit der Aufnahme in diesen Kreis erwiesen hat.

Und Dir, mein Freund, danke ich für Dein Vertrauen, das Du mir ein Leben lang geschenkt hast, auch wenn ich Dich nicht selten enttäuscht habe.

Deine warmen Worte haben mich tief gerührt. Ich kann nur hof-

fen, dass ich noch genügend Kraft und Zeit habe, um Ihr aller Vertrauen zu rechtfertigen.

Ich danke Ihnen von Herzen.

WALTER GEHRING sprach die Laudatio auf ROBERT WEINBERG:

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
sehr geehrte Festversammlung!

Es ist mir eine große Ehre und Freude, Ihnen Herrn Robert Weinberg als neues Mitglied des Ordens Pour le mérite vorstellen zu dürfen.

Robert Weinberg ist Molekularbiologe und einer der führenden Krebsforscher unserer Zeit. In seinem ebenso spannenden wie amüsanten Buch »Racing to the Beginning of the Road« beschreibt er die Suche nach den Ursachen des Krebses mit den Augen eines Insiders, der selber ein wesentliches Stück Geschichte der Krebsforschung geschrieben hat. Das Buch enthält auch viel Autobiographisches und zeigt den Autor von seiner menschlichen Seite mit viel Humor und Selbstironie.

Robert Weinberg wurde 1942 als Sohn deutscher Eltern in Pittsburgh, Pennsylvania, geboren. Die Familie Weinberg stammte aus Westfalen, aus der Umgebung von Bielefeld. Sein Vater war Sohn eines Vieh- und Pferdehändlers, und diente im Ersten Weltkrieg als Soldat im Kriegsgefangenenlager von Gütersloh. Nach seinem Studium war sein Vater zwanzig Jahre als Zahnarzt in Dortmund tätig. 1938 flüchteten die Eltern vor den Nationalsozialisten und wanderten nach den Vereinigten Staaten aus, wo sie sich in Pittsburgh niederließen.

Robert Weinberg kam erst in Amerika zur Welt. Er besuchte das Gymnasium in Pittsburgh, und begann sein Studium 1960 am Massachusetts Institute of Technology (MIT), einer Hochburg der Molekularbiologie. 1953 hatten James Watson und Francis Crick die Struktur der Erbsubstanz (DNA) aufgeklärt, und lieferten damit den Schlüssel zum Verständnis der molekularen Grundlagen

der Lebensvorgänge. Am MIT interessierte man sich für Moleküle, Gene und Zellen, und in diesem Milieu ist Robert Weinberg groß geworden. Er begann zunächst RNA und später Tumurviren zu studieren, deren Erbsubstanz primär aus RNA und nicht aus DNA besteht.

Im Jahre 1968 kam sein Vetter Ernst Wynder nach Cambridge und gab eine Gastvorlesung. Wynder war von einem Problem absolut gefangen genommen, nämlich dem Krebsproblem. Was sind seine Ursachen und wie kann Krebs vermieden werden? Über die Ursachen der Entstehung von Krebs herrschten widersprüchliche Vorstellungen. Schon 1915 hatte der Japaner Yamagiva nachgewiesen, dass *Teerstoffe*, die in die Haut von Versuchskaninchen eingerieben wurden, Hautkrebs erzeugen können. Wynder fand eine enge Korrelation zwischen dem Rauchen und Lungenkrebs (Rauch enthält ebenfalls Teerstoffe). Doch musste Wynder gegen den eisernen Widerstand der Tabak-Lobby ankämpfen. Der Streit wurde vom US Surgeon General endgültig entschieden, und seither ist das Rauchen als Hauptursache für den Lungenkrebs vielfach bestätigt worden. Es gab daher auch Hinweise, dass Krebs mindestens durch drei Faktoren, Chemikalien, Viren und Mutationen in den menschlichen Genen erzeugt werden kann.

Der Durchbruch kam 1976 als es Stehelin, Varmus und Bishop gelang, das erste *Oncogen*, ein krebserzeugendes Gen aus einem Virus zu isolieren, das bei Hühnern Leukämie verursacht. Sie konnten nachweisen, dass dieses Gen ursprünglich vom Huhn stammte, aber vom Virus entführt und in das Virusgenom aufgenommen worden war. Die zelluläre Form des Gens, das so genannte Proto-Oncogen, ist an der Steuerung des normalen Zellwachstums beteiligt. Die virale Form des Gens dagegen ist hyperaktiv und regt die infizierten Zellen zu übersteigertem Wachstum an, was zur Bildung eines Tumors führt.

Diese Erkenntnisse wurden allerdings an Hühnerviren gewonnen, und es war zunächst nicht erwiesen, ob ähnliche Viren und Oncogene auch beim Menschen vorkommen. Damit war die Jagd auf *das erste menschliche Oncogen* eröffnet. Robert Weinberg war bei dieser Jagd

an der vordersten Front mit dabei. Die Idee, wie man das menschliche Oncogen aus tausenden von andern Genen aus Krebszellen herausfischen könnte, kam Robert am 8. Februar 1978, als Boston unter einem Meter Schnee begraben war, und er über die Longfellow Bridge zu seinem Labor durch den Schnee stapfte. Da kam ihm der gute Einfall. Doch bis zur Verwirklichung dieser Idee war noch ein weiter Weg und die Konkurrenz war ihm auf den Fersen. Doch vier Jahre später, im April 1982, war es so weit. Innerhalb von zwei Tagen erschienen die Publikationen aus den Laboratorien von Robert Weinberg und Michael Wigler, in denen erstmals ein menschliches Oncogen identifiziert worden war, das aus einem Karzinom der Harnblase stammte. Damit war gezeigt, dass Krebs durch hyperaktive menschliche Gene erzeugt werden kann.

Die Zellen verfügen jedoch nicht nur über Wachstumsfaktoren, die das Wachstum der Zellen stimulieren, sondern auch über Moleküle, die das Wachstum bremsen. Löst man eine dieser Bremsen durch eine Mutation, dann kann es ebenfalls zu Krebswachstum kommen. Diese Gene werden als *Tumorsuppressor-Gene* bezeichnet, weil sie in ihrer normalen Form die Bildung von Tumoren unterdrücken; fallen sie jedoch infolge von Defektmutationen aus, so lassen sie dem Tumorwachstum freien Lauf. Auch bei der Identifikation des ersten Tumorsuppressor-Gens, dem Retinoblastoma-Gen, waren Robert Weinberg und Mitarbeiter an vorderster Front dabei. Damit waren die wesentlichen Ursachen der Krebsentstehung erkannt, aber trotzdem stehen wir erst am Anfang einer langen Straße, denn es müssen erst noch Therapien für die verschiedenen Formen von Krebs entwickelt werden. 1999 hat Robert Weinberg auch einen ersten wichtigen Schritt in diese Richtung getan und gezeigt, dass das Krebswachstum durch Hemmung eines Enzyms, das für die Bildung der Chromosomen-Enden verantwortlich ist, begrenzt werden kann, doch bleibt bis zur klinischen Anwendung noch ein weiter Weg.

Lieber Bob, wir heißen Dich im Orden Pour le mérite herzlich willkommen und wünschen Dir für weitere Forschungsarbeiten viele geniale Einfälle, »brain storms with or without snow storms«.

ROBERT WEINBERG dankte mit folgenden Worten:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,

als Krebsforscher habe ich viel Glück gehabt: Durch Zufall bin ich in einer Zeit und in einer Umgebung zur Welt gekommen, in der es mir und vielen anderen möglich war, Fortschritte zu machen, die in früheren Zeiten unvorstellbar waren – Fortschritte, die man vor dreißig Jahren als erstaunlich beschreiben würde. Dies haben wir nicht erreicht, weil wir klüger sind als unsere Vorgänger, sondern weil wir in einer Revolutionszeit arbeiteten – die Zeit der Doppelhelix. In den letzten zwanzig Jahren hat die neue DNS-Genetik so viel ermöglicht – Krebsforschung ist nur ein Forschungsbereich, der durch die DNS-Revolution aus Nacht und Nebel in die helle Sonne gebracht worden ist. Und so, in dieser Beziehung, möchte ich mich herzlichst für die Auszeichnung, Mitglied des Ordens Pour le mérite zu werden, bedanken. Dies ist eine Auszeichnung, die nicht nur meine Arbeit, sondern auch die Arbeit eines ganzen Forschungsbereichs anerkennt.

Zur selben Zeit muss ich auch mahnen, dass wir in einer neuen Epoche angekommen sind. Die neue Biologie, die Krebsforschung so stark gefördert hat und zweifellos zur Heilung von Dutzenden von menschlichen Krankheiten führen wird, hat, wie andere Technologien, auch ihre Nachteile und Probleme. Hier zu Lande, viel mehr als bei mir zu Hause, fürchtet man, dass diese neue Technologie zu Missbräuchen führen wird. Die Ursache dieser Besorgnis ist verständlich – im kürzlich beendeten Jahrhundert hat die Biologie in dieser Welt und, im Besonderen in diesem Lande, zu den fürchterlichsten Konsequenzen geführt. Meine Familienmitglieder, unter vielen anderen Opfern, haben schwer gelitten.

Aber trotz allem was passiert ist, würde ich Sie bitten, dass wir die Neue Biologie mit Optimismus betrachten. Ihre Vorteile überwiegen bei weitem die Nachteile, die unsere Zukunft gefährden können. Wissenschaft, im Besonderen die Biologie, wird uns in diesem

Jahrhundert viel Positives bringen, unser Leben leichter und gesünder machen. Wir dürfen mit großem Optimismus in die Zukunft schauen – die Biologie hat uns noch viel zu bieten. Und so nehme ich diese Ernennung zum Mitglied des Ordens »Pour le mérite« mit großem Dank an und fühle mich bestärkt, weiter meiner Arbeit als Krebsforscher nachzugehen.

WOLFGANG GEROK sprach die Laudatio auf ROLF ZINKERNAGEL:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren,

Wenn man Gewebe von einem Organismus auf einen anderen artgleichen Organismus transplantiert, also eine so genannte Allotransplantation durchführt, wird das transplantierte Gewebe in der Regel innerhalb von wenigen Tagen abgestoßen. Die Abstoßung bewirken Zellen des Immunsystems, die T-Lymphozyten. Nur bei besonderen Konstellationen und stets dann, wenn transplantiertes Gewebe und Empfängerewebe von eineiigen Zwillingen stammen, unterbleibt die Abstoßung und das Transplantat wird vom Empfänger dauerhaft akzeptiert.

Für die Unterscheidung zwischen transplantiertem Gewebe und dem Gewebe des Empfängerorganismus, also zwischen »selbst« und »nicht-selbst« durch die T-Lymphozyten des Immunsystems sind Proteine auf der Oberfläche der Zellen von Geweben und Organen entscheidend. Man bezeichnet diese Proteine, da sie eine Immunreaktion auslösen, als Antigene, im speziellen Fall als Gewebs-Verträglichkeitsantigene. Heute wird hierfür meist der Begriff MHC-Antigene verwendet. MHC steht für Major Histocompatibility gene products. Da diese Antigene in der Evolution sicher nicht entstanden sind, um Transplantationschirurgen im 20. Jahrhundert bei Organtransplantationen zu behindern, ergab sich die Frage, welche Funktion und Bedeutung diese Antigene unter normalen Bedingungen und bei Krankheiten haben. Diese Frage ist durch Rolf Zinkernagel, gemeinsam mit Peter Doherty, geklärt worden und

daraus haben sich weitgehende Konsequenzen für die Immunologie und für die Erklärung von Krankheitsphänomenen ergeben. Ich freue mich, dass ich Ihnen heute Rolf Zinkernagel als neues Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste vorstellen darf.

Ehe ich auf diese bahnbrechenden Arbeiten von Rolf Zinkernagel näher eingehe, gebe ich einige kurze Notizen zu seiner Biographie.

Rolf Zinkernagel ist in Riehen bei Basel geboren. Sein Großvater kam als Professor der Germanistik von Tübingen nach Basel, der Vater arbeitete als Biologe bei der Basler Pharmazeutischen Industrie. Die Mutter stammte aus La Chaux de Fonds, einer kleinen Stadt in der französisch sprechenden Westschweiz, bekannt durch die hohe Qualität der dort hergestellten Schweizer Uhren. Nach der Matura am Gymnasium in Basel entschied sich Rolf Zinkernagel zwischen einem Chemie- und Medizinstudium für das Letztere. Wie häufig bei Studenten der Medizin wollte er zunächst Chirurg werden, aber eine kurze Tätigkeit an einem Spital in Basel machte ihm klar, dass seine Begabung nicht auf diesem Sektor praktischer ärztlicher Tätigkeit lag. Durch ein Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds erhielt er die Möglichkeit, zwei Jahre am Institut für Biochemie der Universität Lausanne zu arbeiten. Seine wissenschaftliche Arbeit in dieser Zeit war nicht sehr erfolgreich, die Tätigkeit in Lausanne war aber dennoch entscheidend für den weiteren Weg von Rolf Zinkernagel, weil sie ihm die Verbindung zu einer Arbeitsgruppe am Institut für Mikrobiologie der Universität Canberra in Australien vermittelte. Hier erhielt er einen Arbeitsplatz in einem Forschungslaboratorium, in dem bereits ein englischer »Post-Doc«, Peter Doherty, mit Untersuchungen von Infektionen des Nervensystems beschäftigt war. Aus der eher zufälligen Begegnung entwickelte sich eine enge und erfolgreiche Zusammenarbeit und Freundschaft. Die Aufklärung der Funktion der Transplantationsantigene ist mit beider Namen verknüpft und beide sind dafür mit dem Nobelpreis für Medizin im Jahr 1996 ausgezeichnet worden.

Nach 2 1/2-jähriger Tätigkeit in Canberra wechselte Rolf Zinker-

nagel zur Arbeitsgruppe von F. Dixon an der Scripps Clinic in La Jolla (Kalifornien). 1979 schloss sich der Kreis: Rolf Zinkernagel kehrte als Leiter des Instituts für experimentelle Immunologie, verbunden mit einer Professur an der Universität Zürich, in die Schweiz zurück.

Rolf Zinkernagel ist verheiratet mit Kathrin Zinkernagel. Die beiden haben sich während ihres Medizinstudiums kennen gelernt und unmittelbar nach ihrem gemeinsamen Staatsexamen geheiratet. Kathrin Zinkernagel ist ihrem Mann bei der Wanderung von Kontinent zu Kontinent treu gefolgt und hat an den verschiedenen Wirkungsstätten des Ehemanns ihre Ausbildung als Augenärztin abgeschlossen. Derzeit ist sie in freier Praxis als Augenärztin tätig und versorgt die 3 Kinder, Ehemann, Haus und Garten in Zumikon bei Zürich. Rolf Zinkernagel hat nicht nur wissenschaftliche Gipfel erstürmt, sondern auch mehrere 4000er in seiner Schweizer Heimat bestiegen. Auch bei dieser Tätigkeit hat er seine Beharrlichkeit in der Verfolgung selbst gesetzter Ziele bewiesen.

Zurück zur wissenschaftlichen Leistung von Rolf Zinkernagel.

Gemeinsam mit Peter Doherty hat er in originellen Experimenten gezeigt, dass die Zellen des Immunsystems ein Antigen, das heißt ein »nicht-selbst-Protein« nur erkennen, wenn dieses Antigen mit einem MHC-Protein, also einem »selbst-Protein« verbunden ist. Die Funktion der körpereigenen MHC-Antigene ist die Präsentation von Fremdan antigenen an der Oberfläche der Zellen. Mit anderen Worten: Die immunologische Erkennung von »Fremd« (Nicht-selbst) ist nur in Verbindung mit der Erkennung von »Selbst« möglich. Dies hat sich als ein fundamentales Prinzip der Immunologie erwiesen, das die Kenntnisse über Vorgänge bei den Interaktionen der Zellen im Rahmen immunologischer Reaktionen, bei der immunologischen Abwehr, bei Autoimmunkrankheiten und bei der Transplantation von Organen entscheidend erweitert und vertieft hat. Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass bestimmte MHC-Antigene über die Disposition zu definierten Krankheiten Aufschluss geben. Da die Proteine im Zusammenhang mit experimentellen Transplantationen entdeckt wurden, entstand die Bezeichnung

»Transplantationsantigene«. Diese Proteine haben aber, wie Rolf Zinkernagel und Peter Doherty entdeckt haben, eine sehr viel weiter reichende Bedeutung. Würden sie erst heute entdeckt, würde man sie nach Kenntnis ihrer Funktion als Immunregulationsantigene bezeichnen.

Rolf Zinkernagel hat als einer der beiden Entdecker dieses grundlegenden neuen Paradigmas der Immunologie viele Auszeichnungen erhalten, von denen die höchste, der Nobelpreis, bereits genannt wurde. Er ist Dr. h. c. von mehreren ausländischen Universitäten (Lüttich, Canberra, Oslo, Quebec, Genf, Riga, Warschau, Basel, Montreal, Buenos Aires).

Ich begrüße Sie, lieber Herr Zinkernagel als neues Mitglied des Ordens. Mit allen Mitgliedern des Ordens freue ich mich auf künftige Begegnungen, Gespräche und Diskussionen im Kreis des Ordens.

ROLF ZINKERNAGEL dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,

es ist für mich eine ganz besondere Ehre und Verpflichtung, für einen biederen Eidgenossen aber auch fast etwas unheimlich, in Ihren Kreis von Künstlern und Forschern aufgenommen zu werden. Ich danke Ihnen ganz herzlich für diese ehrenvolle Aufnahme und Herrn Professor Gerok für seine wohlwollende Einführung.

Mein wichtigstes Hobby ist die Wissenschaft. Neues herauszufinden, wiederzufinden, was die Natur schon lange wusste. *Research*; eigentlich »Wieder suchen« zu dürfen, ist ein außerordentlich großes Privileg.

Sie, vor allem die Politiker unter Ihnen, kennen wahrscheinlich die vier Kategorien von wissenschaftlichen Tätigkeiten, die nach Fragestellung und experimentellem Ansatz gruppiert werden können: Erstens, Forscher, die keine Fragen stellen und keine Experimente machen, kosten nichts – sie bringen auch nichts. Die zweite

Gruppe sind solche, die Ideen haben, aber keine Experimente machen. Auch sie sind günstig im Unterhalt, bringen aber keine Resultate.

Die dritte Gruppe sind Forscher, die keine Ideen haben, aber trotzdem Experimente machen. Diese Gruppe sollte man meiden. Sie ist enorm teuer und ohne Erfolgchancen. Die letzte Gruppe sind die Forscher, die Fragen stellen *und* vernünftige Experimente machen. Die haben immerhin eine gewisse Chance von 1 zu 1000 zu einem möglicherweise wertvollen Ergebnis zu gelangen. Interessanterweise sind es meistens nicht die Ergebnisse auf die gestellten Fragen, sondern die unerwarteten Beobachtungen, die während des geplanten Experimentes gemacht werden, welche die wirklich neuen Einsichten bringen, das ist zwar seltenes, wirkliches Forscherglück und einmalig beglückend.

Weil das nur mit der Unterstützung und Hilfe des allgemeinen Steuerzahlers möglich ist, ist es lebenswichtig, das Verständnis für biologisch-medizinische Forschung beim Bürger zu wecken. Das ist schwierig, besonders wenn es um Molekularbiologie, Gentechnologie und genetische Einflüsse auf Krankheiten geht. Biologie und Medizin haben inhärent einen gewissen Grad an Unsicherheit. Wenn das nicht so wäre, könnte die Evolution, das heißt die natürliche Selektion über lange Zeitperioden nicht spielen. Diese Unsicherheit macht aber eben unsicher und deshalb beim Uneingeweihten und nicht Informierten auch Angst. Darüber nachzudenken ist – wie bei der Forschung – nicht genug. Wir – als Wissenschaftler – müssen selber das Publikum informieren. Weil wir als Forscher nicht wie Fußball-, Tennis- oder Popstars leicht bekannt werden können, machen wir es der breiten Bevölkerung eben auch nicht leicht, sich mit Wissenschaft und Wissenschaftlern zu identifizieren. Gerade aus unserem Kreise hier – und da schließe ich mich seit heute glücklich ein – können und müssen wir dazu ganz wesentlich beitragen.

Ich danke für die Aufnahme in den Orden und für Ihre Aufmerksamkeit.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
2000

1. Zuwahlen

2. Bericht über die
 Ordenstagung in Berlin
 Interne Tagung in Stralsund

3. Bildteil

ZUWAHLEN

Am 29. Mai 2000 in Berlin

a) Inländische Mitglieder

Prof. Dr. HORST ALBACH (Professor der Betriebswirtschaftslehre)

Prof. Dr. PAUL B. BALTES (Psychologe)

Prof. GÜNTHER UECKER (Künstler)

b) Ausländische Mitglieder

IMRE KERTÉSZ (Schriftsteller)

Prof. Dr. ANTON ZEILINGER (Physiker)

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Berlin

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 28. Mai 2000 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Tagungshotel INTER-CONTINENTAL zusammen. Die Kapitelsitzung, an der nur die inländischen Mitglieder teilnahmen, fand am 29. Mai 2000 vormittags ebenfalls im Tagungshotel statt.

An den Sitzungen nahmen teil:

Magdalena ABAKANOWICZ
Bernard ANDREAE
Hans BELTING
Karl Dietrich BRACHER
Walter BURKERT
Peter BUSMANN
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Gordon CRAIG
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Hans Magnus ENZENSBERGER
Albert ESCHENMOSE
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Walter GEHRING
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Sofia GUBAIDULINA
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH

Robert HUBERT
Eberhard JÜNGEL
Eric KANDEL
Dani KARAVAN
György KURTÁG
György LIGETI
Peter von MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Rudolf MÖSSBAUER
Erwin NEHER
Max F. PERUTZ
Hubertus von PILGRIM
Fritz STERN
Jacques Léon TITS
Robert WEINBERG
Charles WEISSMANN
Carl Friedrich v. WEIZSÄCKER
Hans Georg ZACHAU
Rolf ZINKERNAGEL

Thomas CONRAD und Frau Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für Angele-
genheiten der Kultur und der Medien

Der Ordenskanzler begrüßte die Teilnehmer und bat vor Eintritt in die Tagesordnung um ein stilles Gedenken für die seit der letzten Tagung verstorbenen Ordensmitglieder Hendrik B. Casimir und Andrzej Szczypiorski.

Sodann überreichte er unter Beifall der Ordensmitglieder Frau Magdalena Abakanowicz, Herrn Walter Burkert, Herrn Hans Magnus Enzensberger, Frau Sofia Gubaidulina, Herrn György Kurtág, Herrn Robert Weinberg, Herrn Rolf Zinkernagel die Urkunden über die Mitgliedschaft im Orden sowie die Krönchen auf Bandsteg und die kleinen Ordenszeichen des Ordens Pour le mérite.

Am Mittag des 28. Mai 2000 folgten die Ordensmitglieder und ihre Begleitung einer Einladung des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Herrn Staatsminister Dr. Naumann, zu einem Empfang mit anschließendem Essen im Hotel Inter-Continental.

Der Nachmittag wurde zu einer gemeinsamen Besichtigung des Berliner Reichstages genutzt.

Für den Abend hatte der Ordenskanzler die Ordensmitglieder und ihre Damen zu der traditionellen Begegnung mit Berliner Kollegen geladen.

Nach der Kapitelsitzung am Vormittag des 29. Mai 2000, während der die Damen sowie einige ausländische Mitglieder an einer Besichtigung des Botanischen Gartens teilnahmen, und der Öffentlichen Sitzung des Ordens am Nachmittag im Konzerthaus Berlin am Gendarmenmarkt, nahm die Jahrestagung mit einem Abendessen auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten im Schloss Bellevue ihren festlichen Ausklang.

Zwischentagung

Die interne Tagung der Ordensmitglieder fand am 24. und 25. September 2000 in Stralsund statt:

Es nahmen teil:

Horst ALBACH
Bernard ANDREAE
Paul B. BALTES
Hans BELTING
Karl Dietrich BRACHER
Walter BURKERT

Peter BUSMANN
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Hans Magnus ENZENSBERGER
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Friedrich HIRZEBRUCH
Eberhard JÜNGEL
Imre KERTÉSZ
Peter von MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Rudolf MÖSSBAUER
Christiane NÜSSLEIN-VOLHARD
Max F. PERUTZ
Hubertus von PILGRIM
Albrecht SCHÖNE
Robert M. SOLOW
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Günther UECKER (nur am 24. 9.)
Niklaus WIRTH
Hans Georg ZACHAU
Anton ZEILINGER

Thomas CONRAD, Frau Ulrike SCHAUZ und
Frau Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für
Angelegenheiten der Kultur und der Medien

Am Sonntagvormittag begann die Sitzung mit der Überreichung der Urkunden über die Mitgliedschaft im Orden sowie der Krönchen auf Bandsteg und der kleinen Ordenszeichen des Ordens Pour le mérite an die anwesenden neuen Ordensmitglieder Horst ALBACH, Paul B. BALTES, Günther UECKER, Imre KERTÉSZ, Anton TELLINGER. Anschließend sprachen Herr Perutz über »Triplett-Amplifikations-Krankheiten«, Herr Eigen über »Einzelmolekül-Detektion und Früherkennung von Krankheiten«, Herr Busmann über ein »Entwicklungshilfeprojekt in Peru« und Herr Giersch über »Staatliche und private Entwicklungshilfe« sowie Herr Strömholm über »Die schwedische Vergangenheit von Stralsund« und Herr Andreae über »Die Rekonstruktion des Nasoniergrabes in Rom«.

Nach dieser Diskussion begaben sich die Ordensmitglieder und ihre Begleitung auf die Insel Hiddensee, um die Gedenkstätte Gerhart Hauptmanns zu besichtigen. Der Abend wurde mit einem Abendessen im Schlosspark-Hotel Hohendorf abgeschlossen.

Vor Eintritt in die Tagesordnung am Montagvormittag bat der Herr Ordenskanzler um ein stilles Gedenken für den verstorbenen ehemaligen Ordenskanzler Helmut Coing. Im weiteren Verlauf wurden die anstehenden Neuwahlen und diverse Ordensangelegenheiten besprochen. Währenddessen nahmen die Damen an einer Besichtigung des Kulturhistorischen Museums in Stralsund teil.

Am Montagnachmittag stand für die Ordensmitglieder und deren Begleitung ein Rundgang durch die Altstadt von Stralsund mit Besichtigung der Kirche St. Nikolai und des Johannisklosters auf dem Programm. Die Tagung wurde mit einer Besichtigung des Meeresmuseums mit anschließendem Abendessen in diesem Museum abgeschlossen.

BILDTEIL

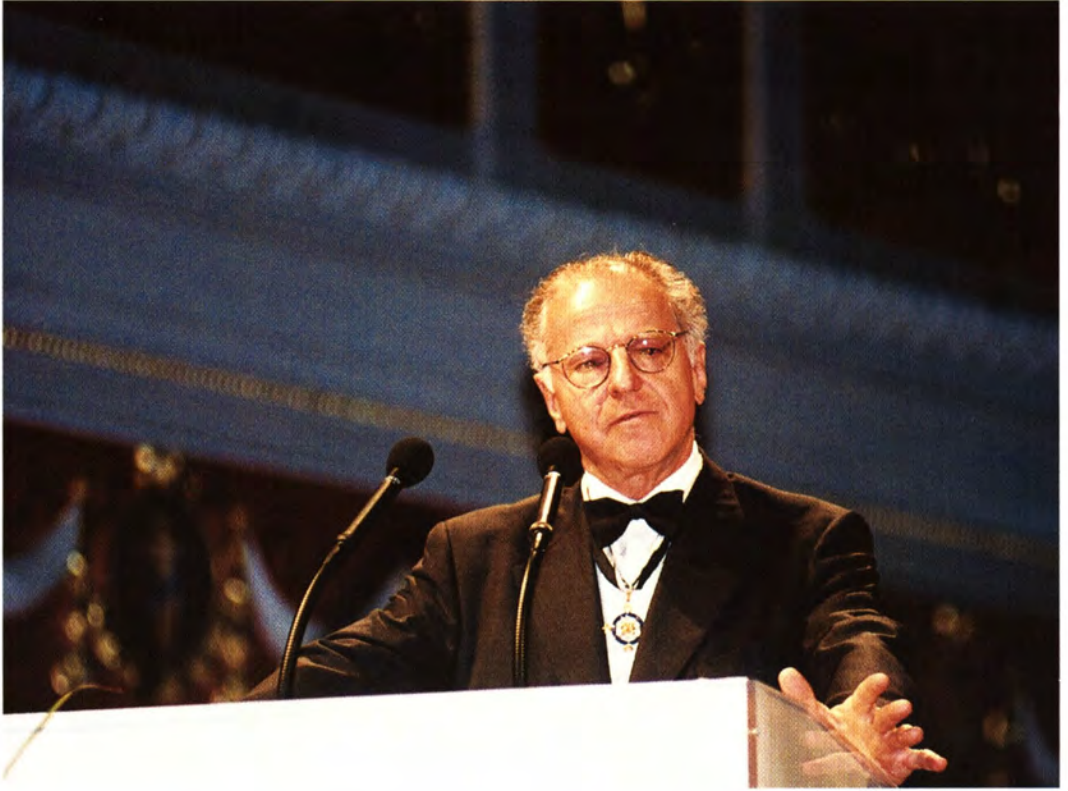


Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten
der Kultur und der Medien im Hotel Inter-Continental in Berlin
am 28. Mai 2000

Von links:
Peter Busmann, Dani Karavan



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus Berlin, Beethovensaal,
am 29. Mai 2000



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Charles Weissmann während seines Vortrages



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Magdalena Abakanowicz nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Walter Burkert nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Hans Magnus Enzensberger nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Überreichung des Ordens an György Kurtág
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Überreichung des Ordens an Robert Weinberg
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Überreichung des Ordens an Rolf Zinkernagel
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Gesprächsrunde im Anschluss an die Öffentliche Sitzung
im Großen Saal des Konzerthauses Berlin
am 29. Mai 2000

Von links:

Dietrich Fischer-Dieskau, Peter Busmann, Hans Magnus Enzensberger



Empfang des Herrn Bundespräsidenten anlässlich der Ordenstagung
am 29. Mai 2000 im Schloß Bellevue

Von links:

Bundespräsident Dr. h. c. Johannes Rau,
Ordenskanzler Hans Georg Zachau, Sofia Gubaidulina

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

INLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl
Stand: 31. Dezember 2000*

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
HELMUT COING IN FRANKFURT 1984–1992: KANZLER DES ORDENS	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN 1979–1984: KANZLER DES ORDENS	PHYSIKER
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN AB 1992: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE
HERMANN HAKEN IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
HORST FUHRMANN IN STEINEBACH AB 1992: DRITTER VIZEKANZLER AB 1993: ZWEITER VIZEKANZLER AB 1997: ERSTER VIZEKANZLER	HISTORIKER
CARLOS KLEIBER IN GRÜN WALD	DIRIGENT
ALBRECHT SCHÖNE IN GÖTTINGEN	GERMANIST
BERNARD ANDREAE IN ROM, ITALIEN	ARCHÄOLOGE
HERBERT GIERSCH IN KIEL	NATIONALÖKONOM
FRIEDRICH HIRZEBRUCH IN ST. AUGUSTIN	MATHEMATIKER
KARL DIETRICH BRACHER IN BONN	HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER
WOLFGANG GEROK IN FREIBURG/BR.	MEDIZINER

EBERHARD JÜNGEL IN TÜBINGEN
MARTIN WALSER IN ÜBERLINGEN
ROBERT HUBER IN GERMERING
ARIBERT REIMANN IN BERLIN
ALBRECHT DIHLE IN KÖLN
LUDWIG FINSCHER IN WOLFENBÜTTEL
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER IN HAMBURG
PETER BUSMANN IN KÖLN
AB 1997: ZWEITER VIZEKANZLER
ERWIN NEHER IN GÖTTINGEN
HUBERTUS VON PILGRIM IN PULLACH

BERT SAKMANN IN HEIDELBERG
PINA BAUSCH IN WUPPERTAL

RUDOLF L. MÖSSBAUER IN GARCHING
JUTTA LAMPE IN BERLIN
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD IN TÜBINGEN
HANS BELTING IN KARLSRUHE
HANS MAGNUS ENZENSBERGER IN MÜNCHEN
HORST ALBACH IN BONN
PAUL B. BALTES IN BERLIN
GÜNTHER Uecker IN DÜSSELDORF

THEOLOGE
SCHRIFTSTELLER
CHEMIKER
KOMPONIST UND PIANIST
ALTPHILOLOGE
MUSIKWISSENSCHAFTLER
RECHTSGELEHRTER
ARCHITECT

BIOPHYSIKER
BILDHAUER
UND KUPFERSTECHE
MEDIZINER
BALLETTDIREKTORIN UND
CHOREOGRAPHIN
PHYSIKER
SCHAUSPIELERIN
ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
KUNSTHISTORIKER
SCHRIFTSTELLER
BETRIEBSWIRTSCHAFTLER
PSYCHOLOGE, GERONTOLOGE
BILDHAUER

Im Jahre 2000 sind gestorben

HELMUT COING

15. AUGUST

HEINZ MAIER-LEIBNITZ

16. DEZEMBER

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl
Stand: 31. Dezember 2000*

PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
HENDRIK B. G. CASIMIR IN HEEZE, NIEDERLANDE	PHYSIKER
SIR BERNARD KATZ IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ERNST KITZINGER IN OXFORD, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
JEAN GAUDEMET IN PARIS, FRANKREICH	RECHTSHISTORIKER
ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF IN ZUMIKON, SCHWEIZ	KAMMERSÄNGERIN
HANS BETHE IN ITHACA, USA	PHYSIKER
EDUARDO CHILLIDA JUANTEGUI IN SAN SEBASTIAN, SPANIEN	BILDHAUER
MAX F. PERUTZ IN CAMBRIDGE, ENGLAND	BIOPHYSIKER
STIG FREDERIK STRÖMHOLM IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
GORDON A. CRAIG IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
JEAN-MARIE LEHN IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
ALFRED BRENDEL IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER

ALBERT ESCHENMOSE IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
GERHARD CASPER IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
SIR HENRY CHADWICK IN OXFORD, ENGLAND	KIRCHENHISTORIKER
WALTER GEHRING IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
FRITZ STERN IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW IN CAMBRIDGE, MASS., USA	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
ANDRZEJ SZCZYPIORSKI IN WARSCHAU, POLEN	SCHRIFTSTELLER
JACQUES LÉON TTTS IN PARIS, FRANKREICH	MATHEMATIKER
NIKLAUS WIRTH IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
PETER VON MATT IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ÉRIC R. KANDEL IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE
DANI KARAVAN IN TEL AVIV, ISRAEL	BILDHAUER UND ARCHITEKT
UMBERTO ECO IN MAILAND, ITALIEN	SEMIOTIKER
CHARLES WEISSMANN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
MAGDALENA ABAKANOWICZ IN WARSCHAU, POLEN	BILDHAUERIN
WALTER BURKERT IN ZÜRICH, SCHWEIZ	ALTPHILOLOGE
SOFIA GUBAIDULINA IN APPEN, DEUTSCHLAND	KOMPONISTIN
GYÖRGY KURTÁG IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST
ROBERT WEINBERG IN CAMBRIDGE, USA	KREBSFORSCHER
ROLF ZINKERNAGEL IN ZÜRICH, SCHWEIZ	IMMUNOLOGE
IMRE KERTÉSZ IN BUDAPEST, UNGARN	SCHRIFTSTELLER
ANTON ZEILIGER IN WIEN, ÖSTERREICH	PHYSIKER

Im Jahre 2000 sind gestorben

HENDRIK CASIMIR	4. MAI
ANDRZEJ SZCZYPIORSKI	16. MAI

BILDNACHWEIS

Kaii Higashiyama: Bundesbildstelle – BBSt (Anschrift: Postfach 2160, 53105 Bonn)	17
Theodor Eschenburg: BBSt	25
Emil Schumacher: BBSt	37
Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Staatsminister Dr. Michael Naumann: BBSt	105
Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Staatsminister Dr. Michael Naumann: BBSt	106
Öffentliche Sitzung – Beethovensaal: BBSt	107
Öffentliche Sitzung: BBSt	108
Charles Weissmann während seines Vortrages: BBSt	109
Magdalena Abakanowicz – nach Überreichung des Ordenszeichens: BBSt	110
Walter Burkert – nach Überreichung des Ordenszeichens: BBSt	111
Hans Magnus Enzensberger – nach Überreichung des Ordenszeichens: BBSt	112
Sofia Gubaidulina – Überreichung des Ordenszeichens: BBSt	113
György Kurtág – Überreichung des Ordenszeichens: BBSt	114
Robert Weinberg – Überreichung des Ordenszeichens: BBSt	115
Rolf Zinkernagel – Überreichung des Ordenszeichens: BBSt	116
Öffentliche Sitzung – Gesprächsrunde: BBSt	117
Empfang des Herrn Bundespräsidenten – Gesprächsrunde	118

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 2000

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers	7
Kai Higashiyama – Gedenkworte von Hans Belting	15
Theodor Eschenburg – Gedenkworte von Karl Dietrich Bracher	23
Emil Schumacher – Gedenkworte von Peter Busmann	35
Charles Weissmann – Vortrag: »Prionen, Rinder und transgene Mäuse« .	43
Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzlers Hans Georg Zachau an:	59
Magdalena Abakanowicz – Laudatio von Peter Busmann	61
Walter Burkert – Laudatio von Albrecht Dihle	65
Hans Magnus Enzensberger – Laudatio von Peter von Matt	70
Sofia Gubaidulina – Laudatio von Ludwig Finscher	73
György Kurtág – Laudatio von György Ligeti	76
Robert Weinberg – Laudatio von Walter Gehring	84
Rolf Zinkernagel – Laudatio von Wolfgang Gerok	88

Anhang

Aus der Chronik des Ordens 2000	95
1. Zuwahlen	96

2. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Berlin	97
Interne Tagung in Stralsund	99
3. Bildteil	
Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Hotel Inter-Continental, Berlin	105
Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Hotel Inter-Continental, Berlin	106
Öffentliche Sitzung – Beethovensaal	107
Öffentliche Sitzung im Konzerthaus Berlin	108
Charles Weissmann während seines Vortrages	109
Magdalena Abakanowicz – nach Überreichung des Ordenszeichen	110
Walter Burkert – nach Überreichung des Ordenszeichens	111
Hans Magnus Enzensberger – nach Überreichung des Ordenszeichens	112
Sofia Gubaidulina – Überreichung des Ordenszeichens	113
György Kurtág – Überreichung des Ordenszeichens	114
Robert Weinberg – Überreichung des Ordenszeichens	115
Rolf Zinkernagel – Überreichung des Ordenszeichens	116
Öffentliche Sitzung – Gesprächsrunde	117
Empfang des Herrn Bundespräsidenten, Schloss Bellevue – Gesprächs- runde	118
Mitglieder des Ordens (Stand 31. 12. 2000)	119
Bildnachweis	125

© 2001 · Bleicher Verlag · Gerlingen
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:
AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISSN 0473-145 X
ISBN 3-88350-174-3